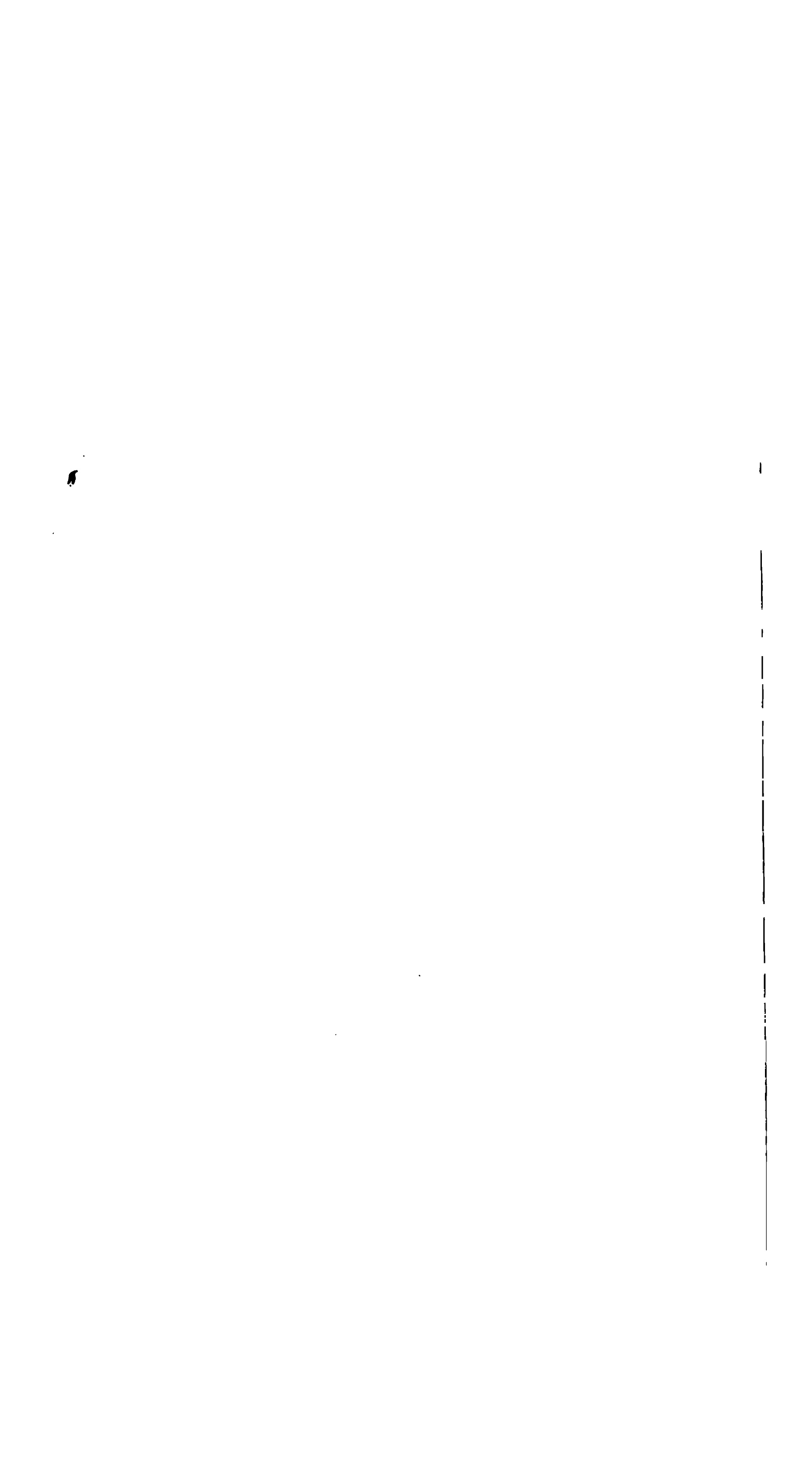




Die

Entstehung

des

Menschengeschlechts.

Ist der Mensch Geschöpf eines persönlichen Gottes oder Erzeugniß der Natur, und stammt die Menschheit von Einem oder mehreren Paaren ab?

von

Georg Friedrich Müller.

Die Entstehung des Menschengeschlechts.

Ist der Mensch Geschöpf eines persönlichen Gottes oder Erzeugniß der Natur, und stammt die Menschheit von Einem oder mehreren Paaren ab?

von

Georg Friedrich Müller.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1842.

Vorwort.

Es gab eine Zeit, in welcher Niemand an der göttlichen Abstammung der Menschheit und ihrer ursprünglichen Einheit zweifelte, und noch bis auf den heutigen Tag erkennen alle Christen in jenen Lehren nothwendige Bestandtheile ihres Glaubenssystems.

Allein die wissenschaftliche Forschung trat in der neuesten Zeit in einen so schroffen Gegensatz zu der christlichen Ueberzeugung, daß sie die Grundlage derselben zu zerstören drohte. Desto zeitgemäßer ist die Untersuchung: ob wirklich die Resultate der Erforschung der Natur und des Geistes die Hypothesen bestätigen, wornach die Menschen bloße Erzeugnisse der Natur sind, und mithin, ohne Glieder eines von einem bestimmten Anfange sich entwickelnden Ganzen zu bilden, so zufällig entstanden sind, wie nach der vulgären Meinung die Pilze aufschießen.

Im ersten Theile seines Werkchens suchte der Verfasser nach dem Vorgange der gründlichsten Forscher die physiologische und psychologische Unmöglichkeit jener naturalistischen Hypothese zu zeigen, und in dem zweiten Theile war er bemüht, die Vertheilung des Menschengeschlechts in Stämme und Völker nachzuweisen, welche ihre Verwandtschaft durch eine Menge von Mittelstufen und Uebergängen hinlänglich beurkunden.

So viel räthselhaftes nun auch in diesen Untersuchungen übrig bleibt, und so wenig sich der Verfasser beredet, alle Schwierigkeiten gelöst zu sehen, so glaubt er sich doch jedenfalls zu dem Urtheile berechtigt, daß die naturalistische Erklärung der Entstehung des Menschengeschlechts nicht nur keinen Vorzug vor der religiösen Ansicht darüber hat, sondern einer unbefangenen Forschung sogar als unbegründet und widersprechend erscheint.

Dagegen macht sich schon auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Bildung im Wesentlichen und Ganzen die Uebereinstimmung der Wissenschaft mit der Religion geltend, eine Einheit, welche das gläubige Herz und den wissenden Geist ebenso innig versöhnt und fördert, wie der Widerspruch des Wissens mit dem Glauben, selbst wenn dieser von jenem nicht abhängig gemacht wird, eine gewisse Unruhe oder Unbefriedigtheit zurückläßt. Möge des Verfassers Versuch, die wesentliche Wahrheit der biblischen Lehre von der Entstehung des Menschengeschlechts wissenschaftlich zu beweisen, zur Erreichung dieses Zweckes mitwirken, und möge diese Absicht seinem Versuche eine freundliche Aufnahme sichern.

Ueber die Entstehung des Menschengeschlechts.

Wer mit gläubigem Gemüthe dem Buche aller Bücher, der Bibel, zugethan ist, wer da den ganzen Inhalt der heiligen Schrift als wahr an sich selbst erfahren hat und täglich erfährt, für den bedarf es eigentlich keines weiteren Beweises davon, daß die Menschheit von Einem Paare abstamme; gleichwohl freut auch er sich darüber, wenn selbst die Naturforschung vollgültiges Zeugniß von jener Wahrheit ablegen muß, und er kann mit Ruhe, obwohl nicht ohne Schmerzgefühl über die Verirrungen des menschlichen Verstandes, den Bemühungen mancher Naturforscher folgen, welche, jene Thatsache verwerfend, es für würdiger, begreiflicher und wissenschaftlicher gefunden haben, auf andern Wegen den Menschen zum Daseyn gerufen zu sehen, wenn gleich ihre dicken Bücher nicht schwerer wägen mögen, als das erste Blatt Mosis.

Auf verschiedene Weise lassen nämlich jene Naturforscher den Menschen entstehen. Die einen sagen, der Mensch sey weiter nichts, als das unmittelbare Erzeugniß der Natur, das Kind der Mutter Erde. Mit dieser Ansicht vermögen andere Naturalisten nicht übereinzustimmen; sie ist ihnen gar zu unvermittelt und gesetzlos; sie behaupten vielmehr, es gebe in der Natur keine solche Sprünge, man sehe ja deutlich, wie Alles in der Natur von dem Unvollkommneren zu dem Vollkommneren sich entwickle; offenbar sey der Schlußpunkt der vollkommneren Thiere — der Mensch. Sie führen für sich an, daß man täglich noch eine Veredlung unvollkommener Pflanzen und Thiere zu vollkommneren bemerke, und daß immer noch Thiere durch ungleichartige Zeugung (generatio aequivoca) entstehen.

Aber auch mit dieser ziemlich verbreiteten Ansicht sind wiederum Andere nicht zufrieden, weil sie von verschiedenen Seiten zu harte Stöße schon erlitten; vielmehr nehmen diese naturalistischen Erklärer der Entstehung des Menschengeschlechts, und selbst einige von denen, welche seinen Ursprung auf Gott zurückführen, an, daß mehrere Menschenpaare in verschiedenen Gegenden entstanden seyen, denn nur durch eine solche Annahme lasse sich erklären, warum z. B. der Neger nie ein Weißer und umgekehrt sey und werde, da überdieß das erste Menschenpaar mit seiner anfänglich kleinen Familie durch ungünstige Zufälle hätte umkommen können.

Erste Ansicht der Naturalisten, wonach der Mensch unmittelbares Erzeugniß der Natur ist.

Nach dieser Ansicht besaß die Erde in ihrer ersten jugendlichen Glühzeit eine solche Fülle von Kraft, daß sie dem Menschen sein Daseyn zu geben vermochte; diese intensive Kraftäußerung aber verlor sich mit dem Daseyn des Menschen, indem sie sich in ihm erschöpfte. In Hervorbringung des Menschen wurde die Natur wesentlich unterstützt von physicalischen Processen, namentlich durch Electricität, Wärme, Chemismus u. s. w. Ohne allen Zweifel mußte Electricität das geistige Leben des Menschen, Chemismus und Wärme alle die natürlichen Einrichtungen und organischen Processe hervorrufen, die dem Menschen eigenthümlich sind!

In der Jetztheit vermag weder Electricität noch Galvanismus u. a., weder einzeln noch in ihrer Zusammenwirkung, auch nur in geringerem Maaßstabe ein Leben zu erschaffen, sollten diese todten Kräfte es in der Urzeit vermocht haben, da z. B. Electricität zwar das schwächere Leben, wie das Ei, in welchem aber schon der Dotter enthalten ist, ausbrüten und erhöhen, aber nicht erzeugen kann? Möchten nicht vielmehr jene todten Kräfte eine andere lebendige Anregbarkeit voraussetzen? Kann kaum das todte Mineral als Product jener Kräfte erklärt werden, wie viel weniger kann das eigenthümliche Leben der Pflanze, oder die Seele des empfindenden Thieres aus solchen Bedingungen begriffen werden!

Die Anhänger dieser Theorie sagen zwar, es entstehen keine neue Organismen mehr, weil schon zu viel alte da seyen, welche den organischen Stoff verarbeiten; allein wenn einmal die schaffende Mechanik soviel organischen Stoff theils erzeugte, theils gestaltete, wie sollten denn die Combinationen der zahllosen Thierformen zu erschöpfen oder jener Kräfte — Mechanik zu verwehren seyn? Doch damals war die Erde in ihrer Jugendzeit, damals besaß sie eine überschwängliche Bildungskraft; jetzt aber ist sie veraltet, und leidet an einer Art von **Marasmus senilis**, vermöge dessen sie zu Hervorbringung neuer Individuen durch den organischen Zeugungsproceß einer Art weitläufiger Vermittlung bedarf. Hiegegen erinnern wir, daß die Annahme einer solchen überschwänglichen Bildungskraft wunderbarer und unbegreiflicher ist, als das, was daraus erklärt werden soll, daß die angebliche Abnahme dieser Bildungskraft sich mit nichts beweisen läßt, und daß man in diesem Falle nachweisen müßte, wie es die alternde Natur angefangen habe, den Verlust ihres zeugenden Urvermögens in Beziehung auf die höheren Organismen durch ein solches Surrogat zu ersetzen, während sie doch die niedrigsten (Schimmel, Pilze, Flechten, Algen unter den Pflanzen, Infusionsthiere, Entozoen, Polypen unter den Thieren) ursprünglich hervorzubringen auch jetzt noch fähig seyn soll. Wenn auch das Temperaturverhältniß der Länder ein anderes geworden ist, so ist jene ausbrütende Erwärmung der Länder nur versetzt, aber nicht verloren; nicht die Erde ist veraltert, sondern einzelne Länder altern, blühen und wechseln! Oder treten uns in den tropischen Gegenden veralterte Gewürze und Thiere entgegen? Die Jugendwärme der Erde allein dürfte überhaupt wenig entscheiden; man lasse doch einmal die Thiere der Eisländer in den Gluthzonen entstehen! Erinnert man sich nicht, wie bei manchen Thieren und Pflanzen die Zeit der physischen Liebe und Blüthe gerade in die Wintermonate fällt, z. B. bei Wölfen, bei Moosen u. s. w.?

Wäre der Mensch ein unmittelbares Erzeugniß der Natur, entstanden durch den wirkenden Zusammenfluß todter Kräfte, so ließe sich dieser Vorgang um so weniger einsehen, als in der Wirklichkeit der Mensch nur von Organischem, und

zwar von zwei getrennten Geschlechtern hervorgeht. Wenn z. B. durch chemische Verbindung von einer Säure und einem Alkali, nachdem ein Theil der Stoffe in Gasform entwichen ist, ein Salz entsteht, so kann man nur mit Vernachlässigung aller charakteristischen Merkmale in diesem oder jedem andern beliebigen chemischen Processe ein Analogon oder gar den Vorgang der Zeugung selbst finden; denn es entsteht durch dergleichen Processe, selbst abgesehen von dem Merkmal des Organischen, nicht ein anderes Wesen derselben Art, sondern eine neue Art Materie, wobei die, woraus sie entsteht, sich auflöst und verschwindet, und wenn auch der Chemismus mit unter die Voraussetzungen der Zeugung neuer Organismen gehört, so erschöpft er doch dieselbe nicht. Denn Zeugung ist dem Wesen nach nichts anderes, als die Hervorbringung und Entstehung neuer organischer, mit den sie erzeugenden gleichartiger Wesen, welche durch die Lebensthätigkeit der letzteren selbst bedingt ist.

Auf welche Weise mögen sich wohl auch die ersten Thiere zusammengefügt haben? Was mögen das für Brutkräfte, entwickelnde und ernährende Dinge gewesen seyn, welche z. B. ein Pferdei oder ein Taubenei ohne Milch, Fleisch und Korn, ohne älterliche Pflege, nur auch eine Woche lang aufzupflegen im Stande waren? Sollten blinde Kräfte solches vermocht haben? Läßt man aber sogar das hülflose Menschenkind aus der Maschine jener lieb- und leblosen Kräfte hervorgehen, so ist nirgends Aussicht und Rath, es wäre denn, daß die Erde sein Mutterleib, der Himmel die Mutterbrust gewesen wäre.

Allein in jener Urzeit, sagen sie, waren Pflanzen, Thiere und Menschen anders gestaltet, wie auch die Atmosphäre und ihre Elemente eine andere Beschaffenheit hatten, als in unserer Gegenwart; sie berufen sich auf die von Cuvier aufgezählten riesenhaften ehemaligen Thiergestalten, die fast alle nicht mehr ihres gleichen haben. Hiegegen antworten wir, daß die uns in den Uebergangs- und Urflötz-Gebirgen als Versteinerungen übrig gebliebenen Arten, sowie die von Cuvier beschriebenen nicht wieder gekommenen Thierclassen wenigstens nicht durch blose Glieder-Aufthürmung für frühere große Bildungskraft entscheiden; auch weiß man nicht, ob in den uns bis heute noch unbekannten Ländergebieten in Asien, Amerika

und besonders Afrika noch Riesenthiere existiren könnten. Womit wollte überhaupt bewiesen werden, daß jene Urkräfte verloren gegangen sind? Waren aber unsere jetzigen Kräfte die wirkende Ursache, nur etwa in einem weit höheren Grade, so muß auch ihre Wirkung desto kräftiger gewesen seyn; dann aber ist auffallend, daß man in den Urgebirgen keine versteinerten Thier- und Pflanzenreste findet, sondern daß man erst in der zweiten und dritten Gebirgsordnung jene Lebenwelt begraben sieht. Gerade diese Ueberreste der Pflanzen- und Thierwelt zeigen aber entweder ganz gleiche oder höchst ähnliche Structur und Bau, wie unsere jetzigen Pflanzen und Thiere, zum deutlichen Beweis, daß selbst in jener Urzeit Analoges existirt hat, wie jetzt. Man kann sagen, die unterirdische versteinerte Thierwelt ist im Ganzen nur ein Abgußsaal der wiedergebornen jetzigen. Diese interessante Thatsache stimmt auch mit der Genesis überein, wornach Alles, was Odem hatte auf dem Trockenen, durch die Sündfluth zernichtet wurde, wogegen von dem in der Arche Noah's verwahrten Thier- und Pflanzenstoffe von allerlei Art und Gattung die künftigen Arten und Gattungen von Pflanzen und Thieren hervorgiengen.

Bekanntlich enthalten die Urgebirge (die Talk-, Gneiß- und Glimmerschieferformationen) viele Mineralien und die schönsten Crystalle, aber keine organischen Ueberreste; letztere finden sich dagegen reichlich in den secundären und tertiären Gebirgen. Ueber fossile Pflanzen wurden Untersuchungen angestellt bis jetzt nur in Europa und einem kleinen Theil von Nordamerika. Fossile Gewächse lassen sich zwar selten ganz genau bestimmen, indem Geschlecht und Familie oft nicht erkennbar sind, aber fast immer die Classe. Alle diese Pflanzenformen sind nicht gleichmäßig in allen Felsenschichten verbreitet, sondern nach dem Alter der Formationen. Nach Alexander Brongniart begann das Leben der Erde mit der Vegetation (nach der Genesis wurden die Pflanzen vor den Thieren erschaffen). Die Größe und Entwicklung der Cryptogamischen war ungeheuer; baumartige Farrenkräuter 50 Fuß hoch; Lycopodien 60—70 Fuß hoch (nach einer muthmaaßlichen Berechnung), so daß man annehmen muß, daß das Clima fruchtbarer und wärmer als in den Aequinoctialgegenden gewesen seyn

muß. Noch jetzt findet man übrigens in den Tropengegenden mehr als armdicke Schlingpflanzen. Zum Theil ist jene Vegetation etwas verschieden von der unserer Zeit, und eher derjenigen der heißen Länder analog. Reste von tropischen Gewächsen, wie Palmen, fand man in Europa; Eichen, Eschen, Coniferen fanden sich ebendaselbst neben Resten von Dammhirschen, Elephanten.

Hinsichtlich der Thierformen vor der Fluth fand man von Säugethieren z. B. Fledermäuse-Reste, welche verwandt sind mit den noch jetzt in Europa lebenden; Reste einer kleinen Spitzmaus in Sardinien; am häufigsten findet man einen etwa Pferdsgroßen Bären, der in Europa gehaußt haben muß; auch Reste von Hyänen, großen Katzen, Wölfen, Füchsen, Vielfraß (letzteren zugleich neben Resten von Bären und Löwen). Riesenmäßige Thiere fand man in Nord- und Süd-Amerika; Schuppenthiere mit Resten von Mammuth, Nashorn u. a. in der Rheingegend. Mammuth-, Rhinoceroß- und Flußpferd-Reste fanden sich in Deutschland, Frankreich, England und Italien. Ferner viele Arten von Mastodonten in Amerika, Europa und Südasien, zugleich Reste von Tapirarten, deren Verwandte man jetzt blos noch in Ostindien, Brasilien und Mexico antrifft. Ueberhaupt fanden sich damals Thiere beisammen, deren lebende Verwandte gegenwärtig in den verschiedensten Himmelsstrichen leben; denn das Rennthier bewohnt jetzt den höchsten Norden, und das Rhinoceroß die heißen Gegenden von Afrika und Asien. — Vögelüberreste aus jener Zeit findet man nur in geringer Menge, wie Geyer. Von Reptilien z. B. Eidechsen, Schildkröten; von Fischen zeigen sich nur selten in Höhlen Reste, denn sie lebten in ihrem Elemente, im Wasser, zudem sollte ja nur das, was Odem hatte auf dem Trockenen, zu Grunde gehn; endlich finden sich Ueberreste von Schaalthieren z. B. Land- und Süßwassermuscheln in Höhlen.

Aus diesem kurzen Ueberblick dürfte hervorgehen, 1) daß die meisten der aufgefundenen Thiere an ihrem jetzigen Fundorte oder wenigstens nicht weit davon lebten, worauf die Lagerungsverhältnisse, die Vertheilung der Reste, die äußere Beschaffenheit derselben, und die Analogie mit Thieren der

jetzigen Zeit hinweisen; 2) daß, obwohl die meisten Thiere der Vorzeit jetzt sich nicht mehr finden, und in den meisten Fällen eine spezifische Aehnlichkeit nicht nachgewiesen werden kann, doch ein Verwandtschaftsgrad nicht zu verkennen ist; so hat unser jetziges Rennthier sehr viel Aehnlichkeit mit dem damals lebenden; 3) daß allerdings damals die Erde, wenigstens die nördliche Halbkugel, zumal Europa, eine wärmere, den tropischen Gegenden analoge Temperatur gehabt haben muß; hiefür scheinen wenigstens die Ueberreste von Palmen, das Vorkommen von Elephanten und Rhinoceroßen zu sprechen. Mit Recht fällt aber auf, daß neben Palmen zugleich Bäume erscheinen, welche mehr einem gemäßigten Clima angehören, wie Coniferen. Auch darf nicht unberührt bleiben, daß die Haut eines ganzen Individuums von Rhinoceroß aus jener Urzeit eine krause, röthliche Wolle zeigte, daß der europäische Elephant lange, steife Haare am Halse hatte, beide offenbar ausgerüstet für ein minder heißes Clima. Demnach scheint damals ein mehr gleichmäßiges Clima über den ganzen Erdball geherrscht zu haben, daher die weite Verbreitung der Thiere, daher das Zusammenleben von mehr tropischen Thieren mit Thieren vom gemäßigten oder nördlicheren Clima.

Wenn es aber auch möglich gewesen wäre, daß unter höchst glücklichen Verhältnissen der Mensch unmittelbar der Erde hätte entsprossen können, so kann gleichwohl das innere Wesen des Menschen, das, was seine Eigenthümlichkeit begründet, nämlich seine Geistigkeit oder Vernünftigkeit von diesem Standpunkte aus, durch die bloße Annahme gesteigerter Naturthätigkeit, nicht begriffen werden, abgesehen davon, daß bei dieser Ansicht die Mittelstufen des vegetativen und des organischen Lebens ganz übersprungen werden.

Zweite Ansicht der Naturalisten, wornach die höheren Organismen sich allmählig aus den niederen entwickelt haben, so daß diese von selbst in jene übergegangen sind, und daß die letzteren nunmehr sich selbstständig fortpflanzen.

Diese Naturalisten haben für sich das Gesetz stetiger Entwicklung in der Natur; sie behaupten, daß allmählige Ueber-

gänge der unvollkommneren niedrigeren Lebensstufen zu höheren statt finden, und daß aus den vollkommensten Thieren zuletzt der Mensch habe hervorgehen müssen, — und wirklich haben sie mehr wissenschaftlichen Schein für sich, als jene.

Ob mit Pflanzen oder Thieren der Anfang gemacht wurde, — darüber sind sie nicht ganz einig. Lamark läßt die Wasserthiere als die unvollkommensten zuerst sich bilden, und hält dafür, daß mit den größten darin, mit den Ammonshörnern, der Anfang gemacht worden sey. — Nach Kant (physische Geographie 4. B.) bewegte sich die Wasserwelt zuerst mit Infusionsthierchen; aus denselben giengen die Polypen hervor, aus diesen entwickelten sich die Mollusken, und zuletzt wurden aus ihnen die Fische geboren. — Herder, Meiners u. a. lassen die Pflanzen vor den Thieren anschießen. — Priestley und Ingenhous meinen, daß aus der grünen Materie auf dem Wasser, welche sie für Pflanzenkörner halten, lebendige Thiere hervorkommen, deren neuer Moder wieder zu Flechten und andern Pflanzen werde. — Schubert behauptet hingegen, daß im Meere nicht zuerst Pflanzen da gewesen, (was auch mit der Genesis übereinstimmt) indem erst aus untergegangenen Aufgußthierchen Pflanzen erkeimen, sodann weil es im Meere überhaupt nur Thierpflanzen gebe; und Treviranus fügt bei, daß Wärme ohne Licht wohl der thierischen Entstehung, aber nur eine mit Licht der vegetabilischen diene und helfe. — Nach Oken ist alles Organische Geburt des Schleims, d. h. des Kohlenstoffs mit Luft und Wasser geschwängert — der Meerschleim ist der Urschleim.

Aus dem Meerwasser stieg das Land an, auf dem sofort Flechten, Moose und Schwämme anschossen; aus ihrer Verwesung sproßten die ersten Gräser auf, deren Asche wieder als Samenstaub der ersten Stauden flog, bis zuletzt die hohen Bäume herausgetrieben wurden (Meiners). Dieser Proceß mochte Jahrhunderte hindurch gewährt haben.

Nicht weniger gieng es beim Thierreiche. Es ward einmal ein Thierchen, aus dessen Verwesung ein organisirteres hervorgieng. Der Wurm gieng dem Krokodill, dieses dem Vogel und Pferde voran. Begreiflicherweise waren zuerst pflanzenfressende Thiere als die nächsten Sprößlinge der Pflanzenwelt, die ihnen

wieder zur Nahrung diente. Aus den Pflanzenfressern entwickelten sich die fleischfressenden Thiere, und folgerecht bildete sich aus diesen als letztes Meisterstück — der Mensch.

Auf ähnliche Weise — möchte man sagen — durchläuft der Fötus alle Thierclassen; anfangs Wurm, dann unverwandeltes Insekt, dann durch Absonderungen Mollusk, endlich durch Knochenbildung rothblütiges Thier.

Bis von dem winzigen Infusorium es zur Elephantenameise, und von dieser es zum stattlichen Elephanten kam; bis aus letzterem als dem gescheitesten der Thiere, oder vielleicht auch aus dem bisweilen aufrecht gehenden Orangutang der mit Vernunft begabte Mensch geworden, aus welchem sich aber bis jetzt kein neues höheres Thier herausbilden wollte — mögen wohl Jahrtausende verflossen seyn, und es wäre nach dieser Theorie ohne Zweifel unsere Erde Jahrhunderte lang nur eine Wurm- und Insectenwelt gewesen.

Der nackt aus dem Wasser aufsteigende Fels bekleidete sich zuerst mit Flechten, Moosen, Aftermoosen; und aus der Verwesung dieser entstanden nach Meiners die ersten Gräser, aus diesen die ersten Stauden, und die Verwesung der letztern bereitete den ersten Bäumen Leben, Wohnstätte und Nahrung vor. Woher mochte wohl auch das Leben gekommen seyn? Hienach wäre die verbesserte, fettere Modererde die Amme immer höherer Gewächse, folglich — auch deren Mutter; der Samen der Gesträuche, Bäume ꝛc. wäre hier nicht in die Erde zufällig, z. B. vom Winde, gesäet, sondern von ihr gemacht; das Moos hätte sich durch den Niederschlag immer höherer Verfaulungen endlich zur Lilie und Palme entfaltet! Ohne Samen, mittelst der seltsamsten Bastardgeburten und Phantasieblumen überzieht und überkleidet sich also die Erde! Warum sind denn so manche warme Länder, ungeachtet der treibenden Modererde, oft Jahrhunderte lang von manchen Gewächsen entblöst, welche doch durch die vorangegangene Verwesung hätten entstehen sollen? Warum nimmt man denn nicht Winde, Regen, Vögel u. s. w. als die natürlichen Säemänner neuer Gärten und Waldungen an? Oder besäen sich selbst die fettesten Beete von selbst?

Indessen treibt Meiners dieses philosophische Marionet-

tenspiel noch weiter, indem er aus Meerthieren die besseren Amphibien und Vögel destilliren, aus den pflanzenfressenden Thieren die fleischfressenden herausgehen, und von diesen den Menschen als Schlußpunkt entstehen läßt.

Doch Treviranus übertrifft Meiners noch, indem er die ausgestorbenen Zoophyten der Vorwelt als die Urformen höherer Bildungen nachher durch den Uebergang in höhere Gattungen entweichen und erlöschen läßt. Aber warum wurde hinter dem vollkommensten Erdengeschöpfe, dem Menschen, nicht das ganze Thiergerüste der tieferen Wesenleiter nach dessen Aufbau abgebrochen, und warum besteht noch die Austerbank neben seiner Fürstenbank! Doch der Mensch soll sich nach ihm wirklich in ein noch höheres Erdengeschöpf hinaufbilden und verlieren können.

Die Uebergänge vom Unorganischen in das Organische, von dem Infusionsthierchen bis zum Menschen, haben diese Naturalisten bis jetzt noch nicht nachgewiesen; nicht einmal sind sie im Stande nachzuweisen nur auch die Möglichkeit der Uebergänge der pflanzenfressenden Thiere in Raubthiere, der Amphibien in Vögel, dieser in Landthiere, und zwar in der Art, wie Thiere Rang nach Rang sich aus einander entfaltet und gebaut haben. Welchen Vorgänger hätte etwa der Mensch — den Elephanten oder den Affen, nachdem das Infusorium sein erster Adam gewesen ist!

Oken wollte wirklich das Verwandeln kleiner Aufgußthierchen in größere gesehen haben, aber Gruithuisen hob den Schein dieses großen Naturforschers, indem er zeigte, daß die Infusorien, wenn ihr Nahrung-Schleim abnimmt, sich nur näher an einander drängen, und so den Schein größerer geben.

Köhlreuter verwandelte wirklich eine Gattung Tabak (Nicotiana rustica) durch lange Bastardbestäubungen in eine andere (Nicot. paniculata); gleichwohl wurde Tabak nur in Tabak verwandelt, und zwar durch Befruchtungen, also vermittelst zweier schon ganz fertig dastehender Geschlechter. Auch sagt Köhlreuter selbst, daß fruchtbare Bastarde nach einigen Zeugungen wieder in der ganz alten Natur ihrer Stammeltern erscheinen. — Dasselbe findet bei Rosen statt. Ein

Apfelbaum kann mit andern Apfelarten veredelt werden, aber nicht ein Birnbaum von einem Apfelbaum und umgekehrt; Mischlinge sind nur bei verwandten Pflanzen fruchtbar.

Es findet demnach keine Veredlung der Pflanzen statt in der Weise, daß dieselben in höhere und ganz andere Arten und Gattungen übergiengen. Eben so wenig kann nachgewiesen werden, daß ein und dasselbe Thier sich in höher gestellte vervollkommnen könnte. Man hat zwar die Maulthiere als Beispiel anführen wollen, ohne zu bedenken, daß mit dem Maulthier alle und jede Fruchtbarkeit aufhört.

Die Erfahrung hierüber bestimmt ausdrücklich, daß jede Thier- und Pflanzenform unabänderlich innerhalb der Grenze ihres Naturcharakters besteht und sich fortpflanzt, und daß es bei der unermeßlichen Menge von Thier- und Pflanzenarten keine wahrhaft stetigen Uebergänge von der einen zur andern gibt. Jede derselben ist, nach der Autorität Johannes Müller's, an gewisse physische Bedingungen ihrer Existenz, an eine gewisse Temperatur und bestimmte physische geographische Verhältnisse gebunden. Alle diese Arten des Organismus, alle diese Thiere, die gleichsam eben so viele Arten, die umgebende Welt mit Empfindung und Reaction zu genießen, sind, sind von dem Zeitpunkte ihrer Schöpfung an selbstständig; die Art vergeht mit der Ausrottung der productiven Individuen.

Wie bei Thieren alles Erzeugen von den zwei feststehenden getrennten Geschlechtern hervorgeht, so ist auch in der neuesten Zeit unwidersprechlich dargethan worden, wenigstens bei dem größten Theil der Pflanzenwelt, daß das Pistill (Fruchtknoten) und die Antheren sammt dem Pollen den Gegensatz des männlichen und weiblichen Princips repräsentiren.

Auch bei der sogenannten Wachsthumerzeugung (wo ein organischer Theil aus der Beziehung zu dem Individuum, von welchem er gebildet ist, und zu welchem er ursprünglich gehört, sich loslöst, um als ein eigenes Individuum fortzuleben), geschehe sie durch Spaltung, wie bei Flechten, bei manchen Polypenarten und Conferven, oder durch Vermehrung der Glieder, die sich ablösen, und zu neuen Individuen bilden, wie die Sprossenerzeugung durch Wülste, Keime und Knospen; sowie bei der Zeugung durch sogenannte Ablagerung, wo der

Keim des neuen Organismus, bevor er noch organisch ausgebildet ist, von demselben abgesetzt und an einer andern Stelle entwickelt wird, wie bei den Staubpilzen, bei einigen Polypen, den Blasenwürmern u. s. w. — besteht immerhin schon Organisches und ist nicht Veredlung.

Die Geschlechter fehlen aber ganz dem Naturalisten, während sie doch von ihm gepflanzt werden müssen, damit die ersten Thiere sich fortpflanzen. Hat er es auch glücklich dahin gebracht, daß aus allmähligen Uebergängen vom Unorganischen zum Organischen, und von da stufenweise weiter ein Thier dastand, so hat er damit in der That nichts gewonnen, weil das Thier immer wieder einsam abstarb, es wäre denn, daß er auch ein Thier andern Geschlechts gewänne, dem ersten in allen Verhältnissen entfremdet und doch wieder zugebildet, so daß durch ihre Ausgleichung auf einmal ein drittes Thier, aber auf einem ganz andern Wege, als dem der gewöhnlichen Zeugung, sich bildet, und auch auf einem andern Weg, als es gewöhnlich ist, sich ernährt, und daß endlich dieses dritte Thier nun künftig weiter zu erschaffen im Stande ist.

Das Unstatthafte dieser naturalistischen Ansicht, wornach das Organische aus dem Unorganischen hervorgegangen seyn soll, sieht man auch daran, daß der Naturalist nicht die Kräfte nachweisen kann, wie sie sich zu paarweiser Schöpfung entzweien, um sich selbst auf diese Weise entbehrlich zu machen, ihre Nachschöpfer erschaffend. Wenn aber in zwei Wesen, die ganz unabhängig von einander sich formen, d. h. in beiden Geschlechtern alle Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten derselben mit schöpferischer Berechnung blos für die Zukunft eines dritten unsichtbaren sich gestalten, so möchten wir doch die todten Kräfte kennen, die ein solches Zweierlei zu bilden und zu knüpfen vermöchten! Dieses Doppelgesetz aber durch das ganze Reich des Lebens fortgesetzt zu sehen — setzt einen höchsten Gesetzgeber voraus.

Allein selbst wenn es möglich gewesen wäre, daß aus den niedersten Thieren zuletzt der Mensch nach dem Gesetz der stetigen Entwicklung hätte entstehen können und müssen, also daß die vollkommensten Thiere sich in die leibliche Organisation des Menschen verwandelt hätten, so steht dennoch der Mensch

als geistiges oder vernünftiges Wesen einzig in seiner Art da. Doch — es sind, auch abgesehen von diesem auszeichnenden Momente, selbst die Unterschiede zwischen dem Menschen und Thier so groß, daß ein Uebergang selbst des vollkommensten Thiers in die menschliche Natur nicht statt finden konnte. Diese Unterschiede bestehen in Folgendem:

Allerdings hat der Mensch Vieles mit den Thieren gemein; der organische Körper mit seinen Sinnwerkzeugen, seine Entstehung und Entwicklung, sein Wachsthum und seine Ernährung, sein Leben und Tod, sprechen laut für die Verwandtschaft des Menschen mit dem Thiere; gleichwohl ist der Abstand unermeßlich.

Unter allen Thieren ist dem Menschen allein der aufrechte Gang eigenthümlich, vermöge seines Baues nothwendig; bei allen Völkern ohne Ausnahme, selbst wenn sie in der tiefsten Barbarei leben, finden wir denselben; wäre der Gang auf allen Vieren der naturgemäße, so müßte man denselben bei Wilden am sichersten sehen; gehen doch selbst manche Affenarten zeitenweise aufrecht. Während der Schwerpunkt des thierischen Körpers die Stellung auf vier Füßen fordert, verlangt der Schwerpunkt des menschlichen Körpers die aufrechte Stellung; das ganze Skelet des Menschen ist hiezu eingerichtet. Man betrachte nur einmal die Wirbelsäule von oben bis unten, nach Form und Verbindung ihrer Theile; das Brustgewölbe, das Becken, desgleichen sich bei keinem Thiere findet; die Verhältnisse der Extremitäten und ihrer Theile, des Knies, der Fußsohlen; die Beschaffenheit der Muskeln, z. B. der Gesäß-, der Hinterschenkel-, der Wademuskeln; die Lage des Herzens, die Vertheilung der Gefäße; das Verhältniß und die Lage der Eingeweide, der Bauchdecken u. s. w. Der freie Gebrauch der Arme und Hände geben dem Menschen den entschiedensten körperlichen Vorzug vor allen Thieren. Mit Recht erklärte ein alter Philosoph den Menschen blos um seiner Hände willen für das vernünftigste Geschöpf. In der Hand sind alle die vielen trefflichen Werkzeuge, welche die Thiere zu ihrem Schutze, zu ihrer Nahrung und Erhaltung empfangen haben, im höchsten Maaße vereinigt. Die Arme können vermöge des ungemein freien Schultergelenks leicht ge-

braucht werden, die Hände sind kunstvoll gebildet, und mit tastenden Fingern versehen. Die vier Hände der Affen sind gegen die zwei des Menschen nur sehr dürftig. Auch bedurfte der Mensch, zum aufrechten Gange bestimmt, nur zweier Füße, die feste Gelenke und kraftvolle Muskeln erhielten, um den Körper mit Leichtigkeit zu bewegen.

Der Kopf des Menschen ruht mit der Mitte seiner Grundfläche auf der Wirbelsäule in seinem Schwerpunkte, und bedurfte daher keines so starken Nackenbandes, wie bei den Thieren; bei letzteren aber tritt das Hinterhauptsloch um so mehr nach hinten, als der Hals sich ganz oder theilweise der horizontalen Stellung des Körpers anschließt. Hienach erscheint die Meinung Moscatis, welcher den Menschen auf allen Vieren gehen lassen will, weil der aufrechte Gang ungesund sey, derselbe den Menschen ungemein ermüde, und sogar seinem anatomischen Bau widerspreche, als völlig grundlos.

Allerdings sind manche Thiere im Gehen ausdauernder als der Mensch, obwohl es selbst beim Menschen nicht an Beispielen fehlt, daß ungeheure Strecken zurückgelegt werden konnten, wie ein gewisser Barclay in 21¼ Stunden fast 20 deutsche Meilen zurücklegte. Allein ein anhaltendes Gehen ist für den Menschen, der durch seine Vernunft tausend Dinge herbeischafft, und eine Menge Gefahren abwendet, wo das Thier erst aufsuchen oder sich rasch retten muß, auch gar nicht so nöthig, wie beim Thier.

Mit den Thieren verglichen zeigt der Mensch nach Sömmering bei dem größten Gehirn die feinsten Nerven. Wenn wir auch einzelne Sinne bei Thieren vorzugsweise ausgebildet sehen, so übertrifft der Mensch die Thiere sämmtlich durch die gleichmäßige Ausbildung aller Sinne, da namentlich das Tastorgan sowie das Geschmacksorgan bei ihnen mehrentheils zurückbleibt, Vielen einzelne Sinne sogar ganz abgehen.

Wie das Angesicht und namentlich das Auge des Menschen der Spiegel seines fühlenden und denkenden Geistes ist, so ist auch die Organisation seines Hirns weit entwickelter und harmonischer, als die des thierischen, und besonders ist sein vorderes Gehirn, das in wesentlicher Beziehung zum intellectuellen Leben steht, weit vollkommner entwickelt, als das

der Thiere, was sich schon in der menschlichen Schädelbildung nachweisen läßt.

In Folge dieser Ausbildung des Gehirns und Schädels zeigt der Mensch den größten Gesichtswinkel; seine Kiefer verkürzen sich; von den Zwischenkieferknochen findet sich im natürlichen Zustande nur bei dem zarten Embryo eine Spur; das Kinn dagegen tritt hervor.

Selbst der Mangel einer natürlichen Bedeckung gibt dem Menschen einen entschiedenen Vorzug vor dem Thier, insofern der Mensch in sich selbst Hülfsmittel finden sollte, diesem Mangel abzuhelfen, und das, was Entbehrung zu seyn scheint, und gewissermaßen ist, sollte das Mittel seiner ausgezeichneten Größe werden. Der Mensch bedurfte daher keiner angebornen Waffen, indem er sich täglich neue erfindet; mit Leichtigkeit unterwirft er sich die unbändigsten Thiere.

Gleichwohl stellt sich ein Affe aus Borneo dreist an die Seite des Menschen, Anspruch machend auf eine nahe Verwandtschaft mit ihm, und ein Rousseau und Andere nahmen seine Ansprüche in Schutz, indem sie den Menschen für weiter nichts, als für einen cultivirten Orang-Utang erklärten. In seiner Jugend hat der Pongo manche äußerliche Aehnlichkeit mit dem Menschen; aber eine noch weit größere ist zwischen ihm und den Thieren, welchen er daher auch mit größerem Recht angehören muß. Außerdem ist gewiß, daß man bald wilde Menschen für Affen, bald diese für jene ansah, so daß es sehr gewagt ist, daraus Schlüsse zu ziehen, durch die entweder der Mensch zum Affen erniedrigt, oder dieser zu jenem erhoben würde. Allein selbst der anatomische Bau des Menschen und des Orang-Utang zeigt so große Verschiedenheiten, daß letzterem die Ehre einer so nahen Anverwandtschaft oder gleicher Abstammung abgesprochen, und jener von dieser Demüthigung befreit werden muß.

Nach dem scharfsinnigen Camper hat man noch keinen Orang-Utang höher als 4 Fuß 5 Zoll gefunden; seine Nase ragt nicht stark hervor, sondern ist länglichtplatt mit hinaufgeschlitzten Nasenlöchern. Seine Gesichtslinie, seine hervorgerückten Kiefer und der zurückgeschobene Oberkopf verräth seine Bestimmung zum Gange auf Vieren, obgleich er oft, aber

stets mühsam und unbehülflich, aufrecht geht. Nahe beisammen stehen seine Augen, groß und ohne äußerlich sichtbar rothe Lippen ist sein Maul, abgerundet sind seine Ohren; pechschwarz ist die Farbe seiner fast überall behaarten Oberhaut selbst an den Fußsohlen und den innern Flächen der Hände, die doch auch bei den Negern weiß sind. Ein gekrümmter Rücken, ein dicker und hervorragender Unterleib, gebogene zum aufrechten Gange ungeschickte Kniee, Halswirbelbeine mit spitzigen gerade ausgehenden Dornfortsätzen, die das Hinterbeugen des Kopfs unmöglich machen, breite Hervorragungen an den Sitzbeinen, eine völlig anders gebaute Handwurzel, sowie endlich der merkwürdige Mangel eines Nagels auf den großen Fußzehen, und die sehr abweichenden Eingeweide des Unterleibs unterscheiden nebst noch manchem andern den Orang-Utang deutlich vom Menschen. Abgesehen von dem Abstand der Größe in Beziehung auf den Schädel, so bemerken wir eine weit stärkere Hervorragung des Untertheils, einen flachen Scheitel und Stirne mit einer merklichen Wulst über den Augen, einen kürzeren niedergedrückten Nasenknochen, einen großen, dicken, schweren Unterkiefer und natürliche Zahnlücken zwischen den Vorder- und Seitenzähnen. Außer noch andern Knochen-Abweichungen finden sich solche auch in seinen Muskeln und Bändern. Ueberdieß sind seine Hände sehr schwielig, sein rundes Ohr hat keine Läppchen, und er hat weit weniger Gehirn, als der Mensch. Rechnen wir zu diesen anatomischen Verschiedenheiten noch die Unvernunft und den gänzlichen Mangel an Fähigkeit zur Cultur, so wird der Abstand immer größer. Wenn der nachäffende Orang-Utang sich zu Tische setzte, mit einem Löffel aß, sich beim Schlafengehen zudeckte, seinen Arm zum Aderlassen hinhielt, sich an dem von Menschen verlassenen Feuer erwärmte, ohne aber so klug zu seyn, das Feuer mit dem in der Nähe liegenden Holz zu unterhalten, so wird man das doch nicht wohl Culturfähigkeit nennen wollen! Das Stimmorgan des Orang-Utang ist durchaus unfähig zur Sprache; derselbe beschränkt sich auf einen verhältnißmäßig nur kleinen Raum der Erde, wird frühzeitig reif, so daß er nur kurze Jahre lebt.

Der Mensch hingegen kann vermöge der ihm inwohnenden

Stärke die ganze Welt bewohnen, sich an Alles gewöhnen, vielerlei Nahrung genießen, Alles überwinden; in höchst verschiedenen Lagen vermag er auszudauern, wenn er will. Bei Ertragung großer Kälte erhält ihn nicht blos sein Blut, denn selbst Vögel, deren Blut doch um mehr als 10 Grade wärmer ist, als das des Menschen, fielen todt zur Erde; sondern es ist die eigenthümliche höchst merkwürdige Einrichtung des menschlichen Körpers, welche sowohl in der strengsten Kälte, als in der äußersten Hitze zu erhalten weiß. Thiere, mit welchen man in künstlich erhöhten Wärmegraden Versuche anstellte, wurden bald ein Opfer, während der Mensch in derselben Hitze es aushielt. Ein und derselbe Mensch kann die äußersten Grade starrender Kälte und brennender Hitze ertragen, ohne daß diese Uebergänge ihm nothwendig verderblich wären. Man lasse nun aber einmal den Eisbären sein Clima vertauschen mit Afrika's brennenden Gefilden, in welchen der Löwe und Tiger haust! Man versetze einmal die auf Manila in einer 187 Grad (Fahrh.) heißen Quelle spielenden Fische unter die Eismassen, die des Wallrosses Element sind!

Doch so entschieden auch die Vorzüge des Menschen in körperlicher Beziehung vor den Thieren sind, so erhebt sich der Mensch durch die Vernunft zu einem höchst eigenthümlichen, weit bevorzugten Wesen. Das Thier handelt nur nach sinnlichen Trieben, vermag sich nie zu allgemeinen Begriffen zu erheben. Durch die Vernunft erhält der Mensch die Befähigung einer rastlos fortschreitenden Vervollkommnung, indem er von Begriffen zu Theorien, und von diesen zu Systemen gelangt.

Einzig in seiner Art ist der Mensch durch seine articulirte Sprache, welche mit der Vernunftfähigkeit in der engsten Verbindung steht, und welche in ihrer Vervollkommnung mit seiner ganzen Ausbildung gleichen Schritt hält. Ist das bestimmte Denken ein inneres Sprechen, so ist das Sprechen ein sich äußerndes Denken, daher die griechische Sprache ein und dasselbe Wort für Vernunft und Rede λογος hat, eine Analogie, die sich auch in dem lateinischen ratio und oratio ausdrückt.

Der Mensch steht aber auch durch Religion mit Gott in naher Verbindung; nur der Mensch vermag Gott, seinen Herrn,

anzubeten, nicht aber das Thier, welches die Hand dessen, der es gebildet, nicht kennt.

Das Thier ist zwar frühzeitig körperlich ausgebildet, und hat bald seine ihm eigenen Kunstfertigkeiten erlernt; der Mensch hat eine lange Kindheit, besitzt keine angebornen Kunstfertigkeiten; er lernt nie aus, und sein geistiges Streben erstreckt sich noch hinüber über diese Spanne Zeit, indem der ihm wesentliche Vernunfttrieb, die Wahrheit zu erkennen, eine sichere Bürgschaft ist, daß er das hier angefangene Wissen in einem künftigen geistigen Leben fortsetzen und vollenden werde.

Ist daher der Charakter des Menschen: die Vernünftigkeit oder die Geistigkeit ein neues eigenthümliches Princip, das sich nicht nur von dem allgemeinen Naturleben, sondern selbst von dem Wesen des Thiers: der sinnlichen Seele als Princips der Selbstempfindung und der Selbstbewegung nicht bloß dem Grade nach, sondern dem Wesen nach unterscheidet, so erhellt, daß dieses auf keine Weise aus der allgemeinen Naturentwicklung oder aus dem Uebergang ihrer höchsten Stufen begriffen werden kann.

Dritte Ansicht der Naturalisten, wornach noch immer Thiere durch ungleichartige Zeugung entstehen sollen, zum Beweis, daß Organisches aus Processen des unorganischen Daseyns hervorgehe.

Jedes Werden setzt ein Anfangen in der Zeit nothwendig voraus, und jedes Anfangen in der Zeit weist auf ein Vorher-Seyn in derselben, als auf seinen Causalbegriff hin. Der Eikeim enthält schon den ganzen Embryo, was durch Baer zur unumstößlichen Gewißheit erhoben, und allgemein bestätigt worden ist. Carus fand im Ovarium eines vier Tage alten Mädchens viele noch nicht dicht von der Graaf'schen Zelle umschlossene Eier, mit vollständiger Deutlichkeit aber bei einem $4\frac{1}{2}$ jährigen Mädchen, endlich im Eierstock 14 Tage alter Kälber das Ovulum bereits so vollständig entwickelt, als im Ovarium der Kuh. Nach Schwann's mikroskopischen Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem

Wachsthum der Thiere und Pflanzen (Berlin 1839) stellt das Ovulum eine große Mutter-Eizelle vor. Der in dem Eikeim bereits schon vorhandene künftige Leib bedarf daher nur einer Anregung, eines lebenweckenden Keims (männlichen Saamens), um aus der allgemeinen Form in die besondere überzugehen; d. h. die bereits gegebene Form des Fruchtstoffes ändert sich, oder wird zum Pflanzen-, Thier- oder Menschenleib, der wiederum beständig bis an des Lebens Ende wandelt, eine stete Reihe rastlos wechselnder Metamorphosen durchläuft.

Während bei Gott alles Zeugen ein Schaffen ist, stellt sich somit in der Gesammtnatur alles Schaffen als ein Zeugen, ein Entwicklen des schon der Anlage nach Gegebenen dar.

Am deutlichsten tritt diejenige Zeugung hervor, welche an die Geschlechtlichkeit gebunden ist; die dadurch bedingte Zeugung ist die paarige oder geschlechtliche. Aus der Wechselwirkung beider Geschlechter — wie verschieden auch die materielle Vereinigung ist — entspringt ein drittes, das sich nach dem Typus der Zeugenden entwickelt. Je bestimmter der Gegensatz der Geschlechtsverschiedenheit vorhanden ist, um so höher steht die Gattung der Wesen in der Reihe der Organismen, während auf den niedern Stufen nur unvollkommene Anfänge erscheinen. Den Uebergang zu diesen niedern Stufen bilden die Organismen, bei welchen die Befruchtung gegenseitig ist, sodann die, wo beide Gegensätze in Einem Individuum vereinigt sind (Hermaphroditen), wie bei den Mollusken.

Neben der geschlechtlichen Zeugung kommt auch eine geschlechtlose, oder unpaarige (generatio monogenea) vor, wo durch ein einziges Individuum, welches keine Geschlechtsorgane hat, eine Art Zeugung statt findet; es geschieht dieß durch Wachsthum oder Ablagerung.

Endlich läßt man aber auch neue Wesen entstehen durch eine ungleichartige Zeugung, oder durch ungleichartige Elemente (mutterlose Zeugung, generatio heterogenea, fälschlich aequivoca genannt), wobei das lebende Wesen nicht durch das Daseyn von Individuen derselben Art bedingt ist, sondern von Körpern anderer Art ausgeht, und durch Zusammenwirkung von Verhältnissen, die nicht in dem Bereich des organischen Lebens liegen, herbeigeführt wird.

Entschiedene Belege für die sogenannte generatio aequivoca glauben die Naturalisten an der Entstehung der Infusorien (Aufgußthierchen) und der Entozoen (Eingeweidwürmer) zu haben, welche letztere auch in dem gesunden Menschen sehr häufig und fast allgemein vorkommen. Bekanntlich entstehen Infusorien, wenn man die verschiedenartigsten thierischen oder vegetabilischen Pflanzen mit Wasser übergießt, ohne daß man vorher von ihnen oder ihren Keimen irgend eine Spur durch sinnliche Wahrnehmung hat entdecken können.

Die höchst interessanten mikroskopischen Entdeckungen Ehrenberg's aber haben theils bewiesen, theils wahrscheinlich gemacht, daß alle hieher gehörigen Thiere nicht blos eine äussere organische Gestalt, sondern auch einen innern organischen Bau haben. Auch hat Ehrenberg eine große Mannigfaltigkeit ihrer Gattungen und Arten, und Verschiedenheiten in der Einfachheit oder kunstvolleren Zusammensetzung ihrer Organisationen nachgewiesen. Weil man nichts sah, namentlich keine Eierstöcke, so war die generatio aequivoca ein Nothbehelf, und man ließ die niedern Organisationen, besonders die auf faulenden thierischen Leichnamen lebenden Maden, Würmer, Insekten, durch die Fäulniß entstehen.

Obwohl schon der italienische Naturforscher Redi im 17. Jahrhunderte durch zuverlässige Versuche dargethan hatte, daß diese Maden durch Eier entstehen, welche Insekten, besonders Fliegen, in das Fleisch legen, mithin nichts anderes als Larven von Insekten sind, die sich durch Eier fortpflanzen, und eben damit den Ausspruch Harvey's: Omne vivum ex ovo, zu Ehren erhob, so ward doch später die Annahme einer generatio aequivoca allmählig wieder günstiger aufgenommen, weil sie für die herrschende Naturphilosophie allzugut paßte.

Seitdem aber Ehrenberg die zusammengesetzte Organisation der Aufgußthierchen und die reale Fortpflanzung mehrerer dieser Protozoen durch Eier, endlich das wirkliche Keimen der Pilz- und Schimmelsaamen, und später an organischen Monaden, die nur $\frac{1}{2500}$ Linie im Durchmesser haben, die Eier und die Fortpflanzung durch Eier beobachtet und bis zur Gewißheit nachgewiesen hat, ist sowohl hiedurch, als durch die tief eingreifende Entdeckung von Baer die

Annahme einer schlechthin freiwilligen Zeugung mehr als zweifelhaft geworden.

Daß wirklich Schimmel- und Infusorien-Keime in der atmosphärischen Luft vorhanden sind, dafür sprechen die sinnreichen Versuche von Schwann. Es entsteht nämlich weder Fäulniß, noch bilden sich Infusorien, wenn eine verschlossene Glaskugel, die mit atmosphärischer Luft gefüllt ist, und außerdem ein Wenig einer Infusion von Muskelfleisch enthält, der Siedhitze des Wassers ausgesetzt wird, so daß Luft und Flüssigkeit bis auf 80° R. erwärmt werden, selbst dann nicht, wenn die Menge der in der Glaskugel enthaltenen thierischen Substanz so geringfügig ist, daß an eine vollständige Absorption des Luftsauerstoffs nicht gedacht werden kann. Selbst wenn man eine Lufterneuerung gestattet, in der Art, daß die Luft zuvor einer höheren Temperatur ausgesetzt wurde, so zeigt sich doch nach mehreren Wochen weder Schimmel- noch Infusorienbildung. Ohne allen Zweifel wurden die in der atmosphärischen Luft befindlichen Schimmel- und Infusorien-Keime durch das Ausglühen der Luft zerstört. Fäulniß entsteht also, wenn jene Keime sich entwickeln, und auf Kosten der organischen Substanz ernähren, und in dieser jene eigenthümliche Zersetzung hervorbringen, welche Fäulniß heißt; daher kommt es auch, daß diejenigen Stoffe, welche für Schimmel- und Infusorienbildung starke Gifte sind, wie die arsenige Säure, das Quecksilberchlorid, die Fäulniß am besten verhüten, während das weingeistige Extr. Nucis vom., das nur giftig auf Infusorien einwirkt, die Bildung der letztern verhindert, hingegen die Schimmelbildung neben sich aufkommen läßt. Zur Fäulniß, wie zur Gährung, überhaupt zu Processen, wobei neue Thiere oder Pflanzen zum Vorschein kommen sollen, gehört daher, daß entweder ungekochte organische Substanzen da sind, oder daß nicht ausgeglühte atmosphärische Luft zugeführt werden muß.

Indeß hat sich Ehrenberg durch genaue und vieljährige Untersuchungen überzeugt, daß alle Infusionsthierchen, soweit ihre Größe eine Beobachtung zuließ, einen bedeutenden Grad von Organisation besitzen. Um sich zu versichern, ob diesen kleinen Wesen wirklich ein Ernährungsapparat eigenthümlich

sey, wendete er reine Pflanzenfarben, wie Indigo, Carmin, Saftgrün an. Zum nicht geringen Staunen des Beobachters verschluckten diese Thierchen die im Wasser fein vertheilten Farbestoffe, füllten ihren Darmkanal damit an, der wie injicirt erschien, und wegen der völligen Durchsichtigkeit ihres Körpers seine ganze Form zu erkennen gab. Deutlich bemerkt man eine Mundöffnung, selbst bei den kleinsten Aufgußthierchen, mit beweglichen Wimpern besetzt; sie erregen im Wasser eine Art von Strudel, und führen so die Farb- oder Nahrungstheilchen dem Munde zu. Nicht selten sieht man auch eine gesonderte Afteröffnung, durch welche die Farbstoffe wieder ausgeleert werden. Der Darmkanal zeigt verschiedene Formen — gerade oder spiralförmig —, an ihm hängen eine Menge runde, flaschenförmige Magen als blinde Bläschen. Selbst die außerordentlich kleinen Monaden, von denen einige Arten den zweitausendsten Theil einer Linie nicht überschreiten, sieht man noch farbige Theilchen aufnehmen. Bei mehreren größeren Arten erkennt man selbst einen Zahnapparat. Ehrenberg fand selbst Spuren eines Geschlechtsapparats; außerdem fand er den Leib vieler Infusionsthierchen mit kleinen Kügelchen gefüllt, offenbar nichts anders als Eier, da man sie zuweilen abgehen sieht. Auch Spuren eines Nervensystems fand dieser große Naturforscher. Die Bewegungswerkzeuge — meist feine Wimpern — sind höchst mannigfaltig, so daß diese Thierchen willkührlich, rasch nach allen Seiten hin sich bewegen können. Der Leib selbst ist bald nackt, bald mit Schuppen, Panzern u. s. w. bedeckt.

Ehrenberg bewies hiedurch deutlich, daß die Annahme eines plötzlichen Entstehens der Infusorien, Eingeweidwürmer und anderer Thiere aus zerfallenden organischen Stoffen, in der Fäulniß, in Infusionen u. s. w. ungegründet ist, und daß es zur Erklärung der Entstehung zahlloser Aufgußthierchen in ganz kurzer Zeit keiner sogenannten generatio aequivoca mehr bedürfe.

Nicht allein Ehrenberg hat diese höchst merkwürdigen Entdeckungen gemacht, sondern nach ihm haben viele andere redliche Forscher dieselben theils bestätigt, theils noch erweitert. Johannes Müller sagt in seiner Physiologie: „Die Erzeugung von Infusorien ist keine primitive Zeugung

organischer Materie; sie setzt schon die Existenz organischer Wesen voraus, da nie organischer Stoff von selbst entsteht, sondern nur die lebenden Pflanzen fähig erscheinen, aus binären Verbindungen, wie Wasser und Kohlensäure, organische Materie zu erzeugen, während die Thiere nur von schon gebildeten organischen Materien leben, selbst aber keine zu erzeugen vermögen, und also die Existenz der Pflanzenwelt zu ihrer Existenz voraussetzen. Wie nun zuerst die organischen Wesen entstanden sind, liegt außer aller Erfahrung und Wissen. Es läßt sich auch nicht der Knoten zerhauen, indem man behauptet, die organische Kraft wohne von Ewigkeit der Materie bei, als wenn organische Kraft und organische Materie nur verschiedene Betrachtungsweisen desselben Gegenstandes wären; denn in der That sind die organischen Erscheinungen nur einer gewissen Combination der Elemente eigen, und selbst die lebensfähige organische Materie zerfällt in unorganische Verbindungen, sobald die Ursache der organischen Erscheinungen, die Lebenskraft, aufhört."

Jedenfalls stoßen die mikroskopischen Entdeckungen Ehrenberg's und Anderer die Ansicht, daß die thierische Organisation von einer absoluten Einfachheit und einem Mangel aller differenten Organe ausgehe, völlig um, und es zeigt sich vielmehr, daß alle Hauptfunctionen des thierischen Lebens auch materielle Träger haben, und daß nirgends eine besondere Thätigkeit ohne besonderes Organ besteht.

Selbst in den Geschlechtsverhältnissen der Menschen und Thiere hat sich höchst merkwürdiger Weise eine durchgreifende Analogie in dem Bau, in den feineren Elementen und den functionellen Erscheinungen der Geschlechtswerkzeuge im ganzen Thierreiche herausgestellt. R. Wagner hat den ganzen analogen Bau des primitiven Ei's durch alle Thierclassen vom Menschen bis zum Polypen nachgewiesen. Ueberall findet sich ein Dotter, in welchem das Keimbläschen eingesenkt ist, und das stets, als feinstes Element, einen kleinen dunklen Kern, den Keimfleck, enthält.

Die ungemein kleinen Thierchen, die sich in außerordentlicher Menge im männlichen Saamen zeugungsfähiger Individuen bei Menschen und Thieren zeigen, sind wesentliche Bestandtheile

desselben. Einige wollen in ihnen sogar eine innere Organisation gefunden haben. Wagner fand, daß diese kleinen mikroskopischen Wesen bei verschiedenen Thieren eine bestimmte Form und Größenverhältnisse zeigen, so daß man aus einem Tröpfchen Saamen mittelst des Mikroskops erkennen könne, von welchem Thiere der Saame stamme. Diese Saamenthierchen erscheinen erst um die Zeit der Pubertät, und verschwinden im Alter wieder. Sie entstehen aus eiähnlichen Keimen oder Zellen; diese kleinen Körner sind von $\frac{1}{400}$ Linie Größe und darunter; sie bewegen sich im ergossenen Saamen außerordentlich. Nach der Begattung findet man dieselben gewöhnlich noch nach mehreren Tagen sehr lebendig in der Gebärmutter bis zu den Eierstöcken der weiblichen Thiere. Die Befruchtung findet nur dann statt, wenn diese Saamenthierchen mit dem mütterlichen Ei in dem Eierstock in unmittelbare Berührung kommen. Interessant ist die Thatsache, daß man in Bastarden gar keine oder nur unvollkommene Saamenthierchen, und zwar ohne Beweglichkeit, findet; daher auch alle Veredlung und alle Uebergänge vom Niederen zum Vollkommneren ein leeres Phantom ist.

Selbst der letzte Pfeiler der Theorie der eilosen Zeugung — sagt Valentin — ihre Anwendung auf die Classe der Eingeweidwürmer, wurde durch genau verfolgte Erfahrungen mächtig erschüttert. Trotz der anscheinenden Unwahrscheinlichkeit deuten gleichwohl scharfe Beobachtungen auch hier auf eine Fortpflanzung durch Mittheilung von Eiern, von denen tausende sicher zu Grunde gehen, ehe eins in dem ganz geeigneten Mutterboden sich entwickelt. Aus den sehr interessanten Beobachtungen von Eschricht über Bothriocephalen und andere Eingeweidwürmer ergibt sich, daß Entozoen höchst wahrscheinlich von Außen in den Körper eindringen, sich also durch materielles Contagion von einem Individuum auf das andere fortpflanzen, und durch Luft, Wasser, Speise u. dergl. — vielleicht in Ei- oder Embryonalzustande — in die Körper gebracht werden, was durch die Beobachtung an Ostseefischen bewiesen ist*).

---

*) Bekanntlich gehen von an Bandwurm Leidenden von Zeit zu Zeit Stücke ab, welche meist sichtbar sich bewegen, also leben. Jedes einzelne Stück des Bandwurms aber enthält eine Menge von Eiern;

(Valentin's Repert. für Anatomie und Physiologie, 1839.) — Auch die Beobachtungen von Miescher (Beschreibung und Untersuchung des Monostomum bijugum, Basel 1839) deuten auf eine Annahme der Eier von Außen her. Endlich aber sah der treffliche Valentin Exemplare junger anguilulae intestinales mit den Blutkörperchen innerhalb des liquor sanguinis im Froschfuße circuliren.

Allein selbst wenn die Entstehung der Entozoen und sogar der Infusorien nicht ex ovo erklärt werden könnte, so würde dieß nichts gegen die Schöpfung des Menschen als Vernunftwesens beweisen, da, wenn man den Menschen nicht blos für ein veredeltes Thier hält, und mithin seine Vernünftigkeit oder sein wahres Wesen verkennt, die naturalistische Erklärung seiner Entstehung auf keine Weise ausreicht.

Mit Verdrängung der Theorie der eilosen Zeugung fällt nothwendig auch die geistige generatio aequivoca rettungslos dahin. Ist es nämlich erwiesen, daß das Belebte oder Keimfähige sich nicht aus dem Unbelebten erzeugt, daß vielmehr überall, wo Leben ersteht, auch die Keime dazu vorhanden sind, seyen sie in der Luft, im Wasser oder auf der Erde, so wird auch das geistige Princip d. h. die Persönlichkeit nicht aus dem Naturelemente erschlossen z. B. durch höhere Potencirung der Lebenskraft, oder durch tieferes Insichgehen der Natur (Hegel), sondern das Geistige muß von dem blos Belebten qualitativ verschieden seyn, worin der individuelle Geist sich nur vermit-

diese Eier'chen haben nach mikroskopischen Beobachtungen mehrere länglichte Häkchen, wodurch sie sich da und dort festsetzen können. Bedenkt man nun, wie Viele an Bandwurm leiden, daß die Zahl der selbst freiwillig abgestoßenen Bandwurmglieder nicht gering ist, und daß jedes Glied eine Masse von Eiern wieder abgibt, die an verschiedenen Orten niedergelegt und durch Winde u. a. verbreitet werden können, so ist eine große Wahrscheinlichkeit gegeben, daß die Taeniaeier von Außen in den menschlichen Körper eindringen, und dort bei Empfänglichkeit sich entwickeln können. Auffallend ist, daß Metzger am meisten mit Bandwürmern behaftet sind; diese aber genießen nicht selten rohes Fleisch, trinken selbst rohes Blut, in welchen Stoffen sie Bandwürmer verschlucken können. Hiemit stimmt auch die Thatsache überein, daß fast alle Abyssinier den Bandwurm haben; diese Völker aber genießen rohes Fleisch.

telt, um zur Zeit, nach der Isolirung vom leiblichen Vermittlungsorgane an und für sich zu existiren. Würde aus dem Unbelebten das Lebendige, aus dem blos Lebendigen das Persönliche sich entwickeln können, so würde die Geburt auch die Grabesstätte des Geistes abgeben, und es würde der durch die belebte Materie erzeugte Geist mit Vernichtung des Leibs gleichfalls verschwinden. Gibt es aber keine generatio aequivoca, kann weder der Tod das Leben, noch das Leben den Geist gebären, so ist der Leib nur Vermittlungsmoment, nur die leibliche Wiege des geistigen Kindes, nicht seine leibliche Mutter, und wenn diese der allgemeinen Mutter Erde wieder übergeben wird, so ist der Gott entsprungene Geist wohl befähigt, dem ewigen Himmelslichte, seiner göttlichen Heimath zuzueilen.

Eben weil die physische Organisation des Menschen nur die Vermittlung seines geistigen Wesens ist, ist er nur seinem äußern Daseyn nach durch die Vollendung der Naturentwicklung zu erklären, während sein inneres Wesen und Leben das Princip einer neuen geistigen Welt ist.

Woher überhaupt der Abscheu vor einem geistigen Entstehen aus Körper-Mächten, vor jedem Uhr- und Räderwerk, das der Uhrmacher macht? Daher, weil wir selbst ein viel höheres Bilden und Schaffen nicht nur kennen, sondern auch treiben, ja jedem niedrigeren, um es nur einigermaßen zu begreifen, unseres unterlegen müssen.

Der Mensch ist als Geist ein Doppelschöpfer — der seiner Gedanken und der seiner Entschlüsse. Nur er vermag sich selbst eine Richtung zu geben, indeß alle Körper eine nur erhalten. Nur eine geistige Kraft kann eine Zukunft suchen, und sie zu einem Gebilde ordnen; nur im Geiste herrscht Ordnung und Zweck. Selbst der Läugner der Freiheit nimmt wider Wissen ein Schicksal oder in der ersten Urnothwendigkeit etwas von Gründen Unbedingtes als Freiheit an. Das Nebeneinanderziehen selbstständiger verschiedener Körperkräfte zu Einem Ziele setzt eine geistige Kraft voraus, welche anspannte und lenkte. Immerhin entsteht neues Leben nicht aus todter Adamserde, sondern aus altem Leben, welches einen Erklärer früher fordert als fördert.

Es frägt sich, ob es nicht fehlerhaft ist, daß wir die hö-

heren Kräfte aus niederen entwickeln wollen, und nicht vielmehr umgekehrt; im niedern Wesen erscheint nur die Einschränkung und Hülse des höheren. Hiebei gräbt sich mancher Naturforscher, wie der Bergmann, immer tiefer hinab in die dunkle Erde, und verliert dabei den klaren, hellen Himmel über sich.

So entsteht also auf dem Wege der Zeugung, Jahrtausende hindurch, aus dem Gleichartigen immer wieder das Gleichartige, aus dem Apfel immer wieder der Apfel, und auch die durch die Annäherung des Menschen mittelst Zähmung und Cultivirung hervorgerufenen Abarten kehren, sich selbst überlassen, auf dem Wege der Zeugung bald wieder in die alte, ehemalige Grundform ihrer Gattung zurück.

Wie wichtig erscheinen uns nach solchen Untersuchungen die Worte der heiligen Schrift: „Und Gott sprach: es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besaame; und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und habe seinen eigenen Saamen bei sich selbst auf Erden. Und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut, das sich besaamete, ein jegliches nach seiner Art; und Bäume, die da Frucht trugen, und ihren eigenen Saamen bei sich selbst hatten, ein jeglicher nach seiner Art." Wiederum: „Gott schuf große Wallfische und allerlei Thier, das da lebet und webet, und vom Wasser erreget ward, ein jegliches nach seiner Art; und allerlei gefiedertes Gevögel, ein jegliches nach seiner Art. Und Gott segnete sie, und sprach: seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet das Wasser im Meer; und das Gevögel mehre sich auf Erden. Und Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art." Endlich: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein."

Ist mithin der Mensch kein bloßes Erzeugniß der Natur, sondern ist die Schöpfung seines geistigen Wesens durch die Naturschöpfung und Entwicklung nur vermittelt, so fragt es sich, ob die Menschheit von Einem oder von mehreren Paaren abstamme.

Vierte Ansicht der Naturalisten, wornach die Menschheit von mehreren Paaren abstamme.

Nicht blos die naturalistischen Erklärer der Entstehung der Menschheit, sondern auch einige von denen, welche ihren Ursprung auf Gott zurückführen, nehmen an, daß mehrere Menschenpaare in verschiedenen Gegenden entstanden seyen, indem sich nur hiedurch die verschiedenen von einander so sehr abweichenden Menschenraçen erklären lassen; wie leicht hätte auch ein einziges Menschenpaar zu Grunde gehen können, da dasselbe denselben verderblichen Zufällen unterworfen war, wie noch jetzt.

Der Behauptung, daß alle Menschen von Einem Paare abstammen, steht entgegen der Haupteinwurf, daß die Menschen so verschieden seyen in Absicht auf Größe, Bau, Farbe u. s. w. Betrachten wir daher die verschiedenen Völker der alten und neuen Welt, um Resultate daraus ziehen zu können.

I.

Die asiatischen und europäischen Nationen.

1) Die semitischen Völker, welche vom alten Cappadocien bis an die Südspitze der arabischen Halbinsel wohnten, sind durch die aramäische oder semitische Sprachengruppe mit ihren Töchtersprachen, der cappadocischen, syrischen, assyrischen, chaldäischen, hebräischen, samaritanischen, phönizischen und arabischen mit einander eng verbunden. Die Stammeltern aller semitischen Nationen bewohnten das Plateau von Armenien; von dort stiegen sie in verschiedenen Richtungen in den Ebenen hinab, den Strömen an die Küsten des persischen und arabischen Golfs und an das Mittelländische Meer folgend. Hieher gehören die alten Elymäer, die Assyrier, Chaldäer; der Erzvater Abraham lebte in Chaldäa, ein Nomadenleben führend, wie noch jetzt die Araber, semitischen Ursprungs. Die Phönizier oder Canaaniter, chamitischen Ursprungs, scheinen vom persischen Golf an die See von Syrien, und endlich durch Josua vom Innern Canaans vertrieben worden zu seyn. Die verschiedenen chamitischen Völker unter den semitischen Völkern zerstreut lebend, redeten wahrscheinlich Dialecte der

syrischen oder semitischen Sprache. Letztere Sprache — das Hebräische, Syrische, Chaldäische und Arabische — ist mit dem indogermanischen Sprachstamm durch eine Menge semitischer Wörter eng verbunden.

Die alten Hebräer waren physisch ebenso beschaffen, wie die jetzigen Bewohner von Palästina. Höchst merkwürdiger Weise bewahren die Juden, obgleich unter allen Zonen der Erde verbreitet, ihre Nationaleigenthümlichkeit. Ueberall haben sie ihre eigenthümlichen Züge und ihr eigenthümliches Wesen (Wuchern, Strengehalten am äußern Gottesdienst, und der besondere Accent beim Sprechen). Sie haben gewöhnlich ein langes Gesicht mit hoher Stirne, eine schmale zugespitzte Nase, weiße Zähne, schwarze Haare, dunkle feurige Augen, markirte Züge. Ihr buschigter starker Bart findet sich auch bei den Juden in Westindien. Die Farbe wechselt bei ihnen bedeutend. In England, Deutschland und andern Orten sieht man öfters Juden mit lichtem Bart, mit braunen, weißen und rothen Haaren, blaue Augen. In Indien sind sie dunkel olivenfarb.

Die Araber der älteren Zeit verbreiteten sich vom Mittelmeer nach Europa und Afrika, siedelten sich in Granada an, und greifen so in die Natur und Geschichte fast aller Völker ein. Auch den Arabern bleibt überall eine gewisse Eigenthümlichkeit, seyen sie in Europa oder Persien, oder Hindustan; allenthalben zeigt ihr Auge Feuer, überall sprechen sie mit rascher Zunge, haben ein männliches, edles Ansehen, besitzen eine seltene Geistesgegenwart, und zeichnen sich aus durch eine große Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit. Die edleren Stämme arabischer Abkunft sind charakterisirt durch ein ernstes, aber gastfreies Wesen, und durch eine gewisse Sorglosigkeit. Sie sind von mittlerer Größe, schönem Ebenmaaß, haben ein ovales Gesicht, ein lebhaftes, schwarzes Auge, schöne Hände und Füße, eine Habichtsnase und eine breite Stirne. — Die Bewohner in Muscate, am persischen Meerbusen, haben eine mattgelbe Farbe, einige sind negerartig gefärbt. Gelbbraun ist die eigentliche Grundfarbe der Araber, besonders der Einwohner von Jemea. In niedern heißen Gegenden sind die Araber immer dunkler, als die auf Gebirgen wohnenden. Die Araber der Wüste zwischen Bassora und Damask sind dunkelbraun,

schlank, lebhaft, ausdauernd und muskulös, und haben ein längliches, regelmäßiges Gesicht. Im Allgemeinen haben die Araber einen starken Bart; im mittlern Theil der Wüste haben sie etwas krause und feine Haare, annähernd dem Wollhaare der Neger. Die Araber in Aegypten sind von mittlerer Größe, mit regelmäßigem aber magerem Antlitz, mit großer vorspringender Nase, kurzem und geringem Bart, welcher bald weiß wird; auch der übrige Körper zeigt weniger Haare. Stärker und mit dichtem Barte versehen sind die Beduinen im Nilthale. Im südlichen Aegypten gibt es schwarze Araber; sie haben die Sitten der Beduinen, die Sprache und Religion der Araber. Höher hinauf am Nil wohnen die Shegya-Araber; sie sind glänzend achatschwarz, sehr fein und glatt; und unterscheiden sich von den Negern durch ihre glänzende Farbe, durch ihr Haar und ihre geregelten Gesichtszüge, durch den milden Glanz ihrer Augen und durch ihr zartes Gefühl; sie sprechen und schreiben arabisch als ihre Muttersprache, und sind durchaus verschieden von den zunächst wohnenden afrikanischen Stammraçen. — Die moggretinischen Araber in den nordafrikanischen Wüsten wechseln in ihrer Bildung in allen Farben, zwischen Schwarz und Weiß, sind selbst kupferfarben. In Fez sind die Weiber blaß mit dunklen Augen und Haaren.

Die Abyssinier, den Juden in ihren Zügen auffallend ähnlich, sind wahrscheinlich arabischen Ursprungs. Die östlichen Abyssinier oder die Bewohner von Tigre sprechen äthiopisch, sind aber den Juden sehr ähnlich gebildet, und scheinen aus einem alten arabischen Stamm entsprungen zu seyn; ihre Farbe ist dunkelolív bis schwarz.

Syriens und Palästinas Bewohner haben eine schwärzliche Farbe und ein dunkles Haar; die südlicheren Bewohner der Ebene sind schwärzer, als die der nördlichen Gegenden; diese wieder dunkler, als die Bewohner der Gebirge; auf dem Libanon gleichen sie den Einwohnern des mittleren Frankreichs. Die Weiber von Damaskus und Tripoli sind schön und haben regelmäßige Züge; die Einwohner von Aleppo sind von mittlerer Natur, eher mager, als dick, weder stark gebaut noch lebhaft; sie sind dunkelkastanienbraun mit schwarzen Augen; die Weiber altern frühzeitig. Dunkler sind die Landleute und die

niedere Volksclasse, je nachdem sie der Sonnenhitze ausgesetzt sind; fast schwarz sind die benachbarten Araber.

Offenbar zeigt sich hier der Einfluß des Climas auf die Farbe. In den heißen Sandgegenden und in Afrika sind die semitischen Völker von dunkler Farbe, in kälteren Gegenden oder im gebirgigen Arabien und nördlichen Syrien sind sie heller gefärbt.

2) Die caucasischen Völker. Die verschiedenen Völkerschaften auf und um den Caucasus zeigen zwar in sprachlicher Hinsicht nur entfernte Verwandtschaft; nach Klaproth aber deuten die Sprachen der caucasischen Völker auf einen germanischen Ursprung; man findet merkwürdiger Weise viele Wörter, die mit nordasiatischen Dialecten, besonders mit denen der tschudischen und finnischen Nationen und der samojedischen Völker, verwandt sind.

Missionar Lang zu Karaß traf in einer alten türkischen Schrift ein Geschlechtsregister an, welches die Stammväter der caucasischen Berg-Völker, namentlich der Tscherkessen, bis auf Noah zurückführt. Von Noah's Söhnen sollen vier große Chane herstammen, deren Namen genannt werden, welche zur Zeit der Sprachenverwirrung mit ihrem Volk nach Aegypten zogen. Von einem derselben, Walaun, stammte Arabchan, der, um den Bedrückungen des Isaak Sultan sich zu entziehen, mit seinem Volk auf Schiffen den Nil herab entfloh. Nachdem derselbe die Städte Raschid und Alexandrien geplündert hatte, zog er mit seiner kleinen Flotte zu dem griechischen Kaiser Constantin nach Konstantinopel, der ihn freundlich aufnahm, und ihm in einer Gegend der Krimm, die noch jetzt Kabardi Su heißt, für sein Volk Wohnplätze anwies. Arabchan starb, und sein Sohn Abdan wurde jetzt Fürst dieser Völkerstämme. Der furchtbare Held Seid Batal Chasi verheerte um diese Zeit die griechischen Staaten, und Abdan, Verheerung fürchtend, und unvermögend, dem griechischen Kaiserthum Hülfe zu leisten, floh jetzt nach Kisil Tasch, in die Gegend, wo der Kuban ins schwarze Meer sich ergießt. Von hier kamen sie auf dem Meere an einen Ort, Tschaktschak genannt, wo sie sich niederließen, wahrscheinlich unweit Anapa, wo jetzt noch Ruinen alter Niederlassungen zu sehen sind, und woher die Fürsten der Tscherkessen zu stammen behaupten.

Die Georgier mit Einschluß der Imerethier, Mingrelen und der Bewohner von Guriel, welche demselben Volksstamm angehören, und welche zusammen etwa 600,000 Seelen zählen, bewohnen die ganze Strecke von den Ufern des Alosani bis zum schwarzen Meere. Die Stammszweige haben eine verschiedene Mundart, sowie abweichende sittliche und gesellschaftliche Verhältnisse; die Georgier selbst haben, wie dieß bei den Armeniern der Fall ist, eine gedoppelte Mundart, nämlich die gelehrte Sprache (alte Kirchen- und Büchersprache) und die Verkehrsprache. Die Georgier sind ausgezeichnet schön, besonders die Frauen.

Die Tscherkessen oder Circassier, die große Kabardah und das Land jenseits des Kuban bis an das schwarze Meer bewohnend, haben einen schönen hohen Wuchs, breite Schultern und Brust, braune Augen und Haare, einen hohen schmalen Kopf, eine schmale gerade Nase; der untere Theil des Körpers ist sehr schmal; sie haben ein kriegerisch stolzes Ansehen, Kraft und Gewandtheit, ausdrucksvolle Gesichtszüge; sind gastfreundlich; Blutrache ist einheimisch. Sie sind Muhammedaner; die tartarische Sprache verstehen alle. Die Frauen haben rothe Haare, sind sehr schön, stehen jedoch an Schönheit den Georgischen Frauen nach.

Die tscherkessische Nation, die etwa 200,000 Seelen zählt, zerfällt in 9 Stämme: 1) Belenik, am Flusse Laban wohnend bis zum Flusse Choz; sie sind große Räuber, und wohnen zum Theil in fast unzugänglichen Gebirgen. An sie grenzen 2) die Muchosch, ein kleiner Stamm, am Fuße der waldigen schwarzen Gebirge, Ackerbau treibend; 3) die Abasechen, ein bedeutender Stamm, Menschenräuber, vielfachen vermischten Ursprungs, sonst auf den Gipfeln des westlichen Caucasus hausend, jetzt mehr in den Ebenen; 4) die Kemirgoi (Kamaquähe), ein starker Stamm, mit festen Wohnsitzen, an die Muchosch grenzend; 5) die Bschebuch in den Gebirgen, an den Flüssen Psiche-Sup, sind Räuber; 6) die Schapschik im Waldgebirge, Anapa zu wohnend, sind gleichfalls Räuber; 7) die Schani und Schagekeh, kleine Stämme, unweit Anapa.

Die Abassen, welche längs der Küste des schwarzen

Meers zwischen Mingrelien und dem Kuban ihre Wohnungen haben, Ackerbau und Viehzucht treiben, bilden einen großen für sich bestehenden Volksstamm mit 22 Verzweigungen diesseits und jenseits des Kuban, und zählen etwa 48,000 Seelen.

Die wilden Lesghier bewohnen die östlichen Gegenden Georgien's; sie zerfallen in 26 Stämme, und zählen zusammen etwa 150,000 Seelen.

Die Mizdschagen, zu denen auch die Inguschen gehören, haben sich in dem nordöstlichen Theile der caucasischen Bergkette gelagert; man schätzt sie auf 42,000 Seelen. Auch wohnen dort die wildräuberischen Thetschenzen.

Um das höchste Gebirge des Caucasus, den Elborus, haben sich die etwa 8000 Seelen starken Bassianen angesiedelt.

Die Osseten, dorthin eingewandert, haben die mittlere Gegend des Caucasus inne, und bilden 12 Stämme; obgleich Muhammedaner zeigen sie doch eine Abneigung gegen den Koran; sie können den indo-europäischen Nationen beigezählt werden. Sie sind ziemlich gut gebaut, stark, kräftig, gewöhnlich von mittlerer Größe, nicht dick, aber fleischig und breitschulterig, besonders die Weiber; sie haben annähernde europäische Gesichtsbildung, blaue Augen, blonde oder röthliche, sehr selten schwarze Haare. Die Weiber sind in der Regel klein, nicht hübsch, mit rundem Gesicht, platter Nase und stämmigem Wuchs.

3) Die indo-europäischen Nationen.

Die Völker von Hindustan über die persische Hochebene hinweg bis nach Europa sind verwandt in Sprache und physischem Bau; sie bewohnen die Ländergebiete von Hindustan bis Scandinavien und Britannien und zum Cap Finisterre, mit der größten Breite in Europa.

Die Sprachen aller dieser Länder bilden einen gemeinschaftlichen Stamm, nämlich den indo-germanischen oder indo-europäischen. An diesen großen Sprachstamm stoßen im Süden der semitische, und im Ost und Nordost der indo-chinesische Stamm, zwei der grammatischen Structur nach völlig verschiedene Stämme.

Der indo-europäische Sprachstamm begreift in sich den indisch-persischen, den griechisch-lateinischen, den gothisch-ger-

manischen, den slavischen und celtischen Zweig. Alle diese Sprachen haben wenigstens zweisylbige Wurzeln, während der indo-chinesische Sprachstamm nur einsylbige Wurzellaute, und der semitische dreisylbige Wurzeln hat. Wenn auch die semitischen und indo-europäischen Sprachen in Structur und grammatischem Bau sehr von einander abweichen, so stehen sie doch einander nicht so entfernt, sondern scheinen einen hohen Grad von Verwandtschaft zu haben. Die indo-europäischen Sprachen, besonders das Sanskrit, das Griechische und Deutsche, sind ausgezeichnet durch einen großen Reichthum in ihrer Entfaltung und durch eine kunstreiche Grammatik.

Die Völker dieser Sprachen sind: die Indier, Perser mit den alten Medern, Zend und Pehlwi, die Pelasger mit dem thrazischen Zweig, den Griechen und Lateinern, die Celten mit den Basken und Celto-Bretonen, die Germanen und endlich die Slaven.

a) Indische Völker. Die Hindus sind im Ganzen noch ebenso wie vor 2000 Jahren, als Alexander sie besuchte; gleich den Chinesen und Aegyptern bewahrten auch sie durch viele Jahrhunderte hindurch ihre Wohnsitze und Gebräuche. Trotz der mannigfachen Eroberungen entstand doch in diesem großen, abgeschnittenen Ländergebiete keine wesentliche Veränderung; die Eroberer acclimatisirten sich, indem sie Sitte und Lebensart der Besiegten annahmen; alle Einwanderer sind zu Hindus geworden.

Wenn gleich die streng abgeschiedenen Kasten im Bau und Aussehen große Verschiedenheiten zeigen, indem einige wirklich schön, andere aber häßlich zu nennen sind, so haben doch Alle die eigenthümliche indische Nationalform in den Zügen, seyen sie auf Ceylon, oder auf dem Plateau von Dekan, oder auf den Terassenformen des Himalaya, oder in den Ebenen des Ganges und Sind.

Der Hindu ist etwas mehr als von mittlerer Größe, sein Körperbau ist wohlgebildet, schlank, nicht stark, mehr biegsam, geschmeidig, zart, sehr ausdauernd, ohne die Muskelkraft des Europäer's zu besitzen. Der Kopf ist klein, die Stirne schmal, das Gesicht länglicht und mager. Der Schädel ist nicht wesentlich verschieden von dem der Europäer, nur die

Schenkelknochen sind gegen den Rumpf zu groß. Die Glieder sind fein und schlank; die Haut ist ungemein sanft, weich, geschmeidig und von seltenem Glanze; Hände und Füße sind klein und zart, so daß man die Hände nur mit den feinsten Händen europäischer Frauen vergleichen kann; das Gefühl ist außerordentlich fein. Die Gesichtszüge haben etwas Melancholisches, Weibisches, sind aber zumal im Norden und in den höheren Kasten schön, edel, wo im schön ovalen Gesichte eine annähernde Adlernase sich befindet; das Auge ist tiefsinnig, dunkelglänzend, zeigt jedoch wenig Feuer und ist mehr schmachtend. Der Gesichtsausdruck zeigt eine mit Furchtsamkeit gepaarte Milde und Weichheit. Die Lippen sind zwar voller als beim Europäer, aber nicht aufgeworfen; das lange, schlichte Haupthaar ist fein und schwarz; der Bart ist ziemlich stark. Die Bengalesen sind nicht so groß und stark, als die nördlichen Gebirgsbewohner. Jung sind die Weiber schön, altern aber frühe, sind oft schon mit dem zwölften Jahre Mütter, und mit dem 25sten Jahre Großmütter.

Obgleich ein Grundton in der Farbe herrscht, so wechselt doch dieselbe nach Kasten und Provinzen bedeutend. Dunkelbraune Farbe mit schwarzen Augen und schwarzen Haaren ist gewöhnlich; andere sind ganz schwarz, die niederen Kasten überhaupt dunkler als die vornehmern. Die auf dem Felde arbeitenden, und der Sonnenhitze ausgesetzten Kasten, sowie die im Süden wohnenden Hindus sind so schwarz wie die Kaffern, beinahe wie Neger. Heller ist die Farbe bei den Brahmanen und bei den der Sonne nicht ausgesetzten Arbeitern, z. B. Maler, Künstler; die Frauen sind nicht so dunkel wie die Männer, und vornehme Frauen haben eine lichte, fast weiße Hautfarbe; in allen Kasten aber sind ohne Ausnahme die innere Handfläche und die Fußsohlen weißer, als der übrige Körper. An dem flachen Industromgebiete sind die Leute schwärzer, als sonst im Lande; auf Malabar sind sie so schwarz, wie die Guineaneger; die Mahratten sind gelblich — sie bewohnen die Gebirge Dekans —, und die nördlichen Bergbewohner haben eine lichte Farbe, ähnelnd der der Europäer. Wir sehen also bei den Indiern Uebergänge von Schwarz bis zur hellen Färbung.

Aehnlich ists auf Ceylon. Die eingewanderten Malabaren im Norden der Insel haben religiöse Gebräuche, Sitten und Sprache der Hindus. Die Singhalesen im Innern, welche der Sprache nach zum Sanskritstamm gehören, gleichen in allem Wesentlichen den Hindus, nämlich in Gestalt, Sitte, Gebrauch, Sprache, Religion u. s. w. Die Farbe derselben wechselt zwischen Hellbraun und Schwarz; auch die Farbe der Haare und der Augen variirt, doch nicht so sehr, als die der Haut; schwarz ist bei beiden vorherrschend, braun sparsamer, braune Augen sind seltener als braunes Haar; graue Augen und blondes Haar ist noch seltener; flachshelles Haar mit hellbraunen oder rothen Albino-Augen ist ganz ungewöhnlich. Die Vornehmeren sind heller und schön, selbst heller als die Brünetten in England. Bei Allen sind Handteller und Fußsohlen gleichmäßig weiß. Die Größe der Singhalesen des Berglandes überbietet die der Niederung, sowie der Küsten-Malabaren und der Coromandeler, doch sind sie kleiner als Europäer. Ihre mittlere Höhe beträgt 5 Fuß, 4—5 Zoll. Ihr Bau ist zierlich mit kleinen Knochen, aber doch stämmig und muskulös, mit starker Brust, breiten Schultern, starken muskeligen Schenkeln, aber kleinen Füßen und Händen. Der Kopf ist länglicher als bei Europäern, ihre Gesichtsbildung zierlich, oft schön, dabei belebt, geistvoll; der Wuchs vom Haupthaar und Bart stark, lang herabhängend. Die Frauen sind wohlgestaltet, gutgebildet. Schön sind nach ihrem Ideal Frauen, wenn das reiche Haar wie der Schweif der Pfauen in Locken herabhängt bis zu den Knieen, wenn die Augenbraunen gleich sind dem Regenbogen, die Augen gleich dem Sapphir und den Blättern der Manillablumen, wenn die Nase die Form einer Habichtsnase hat, wenn die Lippen glänzend und roth sind wie die Korallen auf dem jungen Laube des Eichenbaums, wenn die Zähne klein und regelmäßig stehen gleich Jasminknospen, wenn der Hals dick und rund wie die Berrigoden, die Hüften breit, die Brust fest und kegelförmig wie die gelbe Cocosnuß, die Taille schmal, mit der Hand zu umspannen, wenn die Glieder spindelförmig zulaufend sind, die Fußsohle ohne Höhlung, die Haut ohne Knochenvorsprünge, rundlich, gewölbt, weich und zart ist. Nach J. Davy entspricht dieses Ideal sehr vielen Gestalten;

dabei sind sie ungemein beweglich, biegsam, mehr ausdauernd als kräftig.

Zu den Hindus gehören auch die überall verbreiteten Zigeuner; noch haben sie indische Züge und eine dunkle Hautfarbe.

Die verschiedenen Dialecte der indischen Sprache sind alle mit dem altindischen Sanskrit verwandt. Das Sanskrit ist nahe verwandt mit der griechischen und römischen, sowie mit der germanischen und persischen Sprache. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich nach Schlegel bis auf die innerste Structur und Grammatik, ist also eine wesentliche, welche auf gemeinsame Abstammung deutet. —

b) Die Völker in Iran.

Verläßt man die abgeschlossene, heiße, indische Natur, und tritt man in das Plateau von Iran ein, so verläßt man auch indische Form in Volk und Sprache. Die Hochfläche von Iran ist ein einförmiges Trockenklima; klar und rein ist der persische Himmel; bis auf diese Höhe (4000 Fuß über dem indischen Meere) erhebt sich die heiße indische Luft nicht; kühlende Winde erfrischen das Land, in welchem sich ein schöner und kräftiger Menschenschlag bewegt.

Seit den ältesten Zeiten war Persien abendländischen Eroberungen Preis gegeben, daher die Bevölkerung seit Jahrtausenden Wechsel und Mischung aller Art erfahren hat. Von den vielen Sprachen zur Zeit, wo der Feuerdienst durch ganz Iran verbreitet war, wo die alten Parsi Tempel und Städte gründeten, sind nur noch Reste vorhanden, die stillen Guebern erinnern als Nachkommen an jene Zeit.

Die alten einheimischen Sprachen waren das mit dem Sanskrit nahe verwandte Zend, in Medien sonst gesprochen, das Pehlwi mit sanskritischer Unterlage, und gemischt mit dem Chaldäischen oder einem andern semitischen Dialect, und das noch jetzt von den Kurden gesprochen wird, und das alte Parsi, gleichfalls mit dem Sanskrit verwandt und mit dem Chaldäischen, und das sehr ähnlich ist mit dem Gothisch-germanischen, gleichsam Uebergangsform vom Sanskrit zu letzterem. Das alte Parsi ist die Grundlage des Neu-Persischen, das sich mit vielen arabischen und türkisch-tartarischen Worten vermischte.

Die Guebern sind häßlich und dunkelfarbig; man findet sie häufig zu Yez, Kerman, Schiraz, Ispahan und Kaschan. Die im siebenten Jahrhunderte nach Hindustan ausgewanderten, und auf der Westküste Indiens, in Guzurot, angesiedelten Guebern oder Parsen zeichnen sich aus durch eine edle Gestalt, durch scharf ausgeprägte Gesichtszüge bei hoher Stirne und gebogener Nase; man bewundert dort die blendende Weiße und die schlanke reizende Gestalt der Frauen. Ihr Charakter wird in jeder Hinsicht sehr respectabel genannt, mehr Zutrauen einflößend als der der Hindus oder der Muhammedaner; die Frauen sind sittsam, keusch, und bewegen sich ganz unbefangen und frei unter Männern. Die Guebern sind still, sparsam, industriös, gastfrei gegen Fremde.

Die eigentlichen Perser sind sehr schön, wahrscheinlich in Folge der vielen georgischen und circassischen Frauen in den Harems; sie sind groß, gerade und schön gebaut, Hände und Füße proportionirt; der Gesichtswinkel ist beinahe ein rechter; der Schädel ist rundlich, das Gesicht oval, die Augenbraunen groß und schön gebogen, die Nase gerade, aber auch öfters gebogen, der Mund klein, schön; die Lippen roth, umgeben von einem starken schwarzen Schnurrbart. Der Teint ist weiß mit einem schönen Roth der Wangen; die niedere Volksclasse aber, welche der Sonnenhitze ausgesetzt ist, hat einen sehr dunklen bis schwärzlichen Teint. Von der Stirne aus werden die Perser gern kahl. Zum Charakter des Persers gehört, daß er unter Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde und Einheimische gewöhnlich Falschheit verbirgt.

Die Kurden, welche dem größten Theile nach das Grenzgebirge zwischen Iran und der Asiatischen Türkei bewohnen, zum kleineren Theil ansässig, meist aber nomadisirende Hirtenvölker sind, zählt man zu einem kräftigen Menschenschlag von großer, breitschulteriger Leibesbeschaffenheit, dunkler Hautfarbe, schwarzen Haaren, kleinen Augen, etwas großem Munde und sehr wildem Blicke; ihr Körperbau ist regelmäßig, und ihre ganze Haltung nicht unangenehm. Nicht selten findet man unter ihnen Greise von 100 Jahren mit voller Körper- und Verstandeskraft. Sie sind Muhammedaner. — Die Häuptlinge in der Provinz Khorasan haben gewöhnlich einen

schlanken Wuchs, große Augen und eine schwärzliche Gesichtsfarbe.

Die Afghanen scheinen eine indische, europäische und selbst mongolische Bildung zu vereinigen; sie rühmen sich zum Theil jüdischer Abkunft, haben im Allgemeinen aber keine jüdische Gesichtsbildung; andere wollen von den ägyptischen Kopten abstammen. Ihre Sprache hat mit der Hebräischen gar wenig Aehnlichkeit. Sie besitzen von früherer Zeit her gelehrte Kenntnisse; ihre Sprache ist die der Perser, aber nicht so geschmeidig und schön, wie in Iran. Es sind starke, große Menschen, ein rauhes und kräftiges Kriegs- und Räubervolk; sie werden als ein schönes, freidenkendes, freimüthiges Volk geschildert, aber auch als Diebe und Mörder bis auf den letzten Mann bezeichnet. Ihre Gesichter sind lang, Kopf- und Barthaare gewöhnlich schwarz, zuweilen braun, selten roth, rauh und stark. Im Osten sind sie dunkel wie die Hindus, im Westen mehr olivenfarbig; unter beiden aber findet man ganz schwarze, und wieder andere so schön wie Europäer in einer und derselben Gegend.

Die Belludschen sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag; sie sind schlank, kühn, thätig und ausdauernd; gegen den Indus hin sind sie mager und von dunkler Farbe. — In den höheren Gebirgen, von Alpenwirthschaft lebend, wohnen die Brahooes; sie haben runde, platte Gesichter, dicke Glieder und sind kurz; Haare und Bart sind meist braun. — In den nördlich von Kabul und Peschaur liegenden Gebirgen befindet sich eine sehr interessante Menschenraçe, die Kafir Syapusch; Haare und Gesichtszüge, überhaupt das ganze Aeußere sind völlig europäisch, die Augen sind blau; sie sind Barbaren, leben von Affen und Bären; auf ihren Wallfahrten pflegen sie eine Kuh und ein Schaaf zu opfern.

Die Kaschmirer sind in Sitte und Sprache von den Hindus und allen Nachbarn sehr verschieden; ihre Sprache ist jedoch dem Sanskrit nahe verwandt. Unter den Groß-Mogulen im 16. Jahrhundert werden sie geschildert als sehr arbeitsam, industriös, als gute Bildschnitzer und treffliche Shwals-Weber; ihre äußere Bildung lasse nichts zu wünschen übrig; die Frauen seyen ausnehmend schön, die Hautfarbe mehr hell,

geröthet; man bemerke an ihnen weder tartarische noch mongolische Züge; haben viel Talent für Wissenschaften, Poesie und Musik, seyen aber schlau und voll List. Auch jetzt noch sind die Kaschmirer ein wohlgewachsener, starker, schöner Menschenschlag, weiß, mit langem Bart, europäisch gebildet. Die Kaschmirer für Nachkommen der alten zehen Stämme der Juden aus den Zeiten Salmanassars zu halten, bedarf immer noch des Beweises. — Die Alpenvölker in Kaferistan sind europäisch gebildet, sehr schön; sie sind gastlich, bärtig; ihre Sprache ist mit dem Sanskrit verwandt. — Die Osseten am nördlichen Abhange des Caucasus sprechen einen indo-europäischen Dialect, ein Gemisch aus persisch, georgisch, deutsch und slavisch.

c) Thraco-pelasgische Völker.

Die Griechen, Nachkommen der alten Pelasger, sprechen eine Sprache, die sehr verwandt ist mit dem Sanskrit; ihre Sprache und Mythologie bildete sich im Westen ähnlich aus, wie im Osten die indische; sie sind von schöner Bildung. Die neugriechische Sprache gieng aus der altgriechischen hervor, verlor aber sehr an Werth. — Die Albanier, gemischt aus den alten Illyriern und Griechen, sprechen einen Dialect, dessen Grundlage griechisch ist, der aber aus vielen Sprachen Worte in sich aufgenommen hat. Sie sind im Bau den Griechen ähnlich. — Die alten Lydier in Kleinasien sind frühe ausgewanderte Pelasgerstämme. Die Phrygier, thracischen Ursprungs, bewohnten den nördlichen Theil und das Innere von Kleinasien. Die nahe Verwandtschaft der Thracier und Pelasger möchte nicht bestritten werden können.

d) Italische Völker.

Die Ausoner, Sikuler, Ligurer, Etrurier und die Umbrer wohnten ehedem in Italien, und letztere waren wahrscheinlich das älteste Volk daselbst. Später wurden die Urbewohner verdrängt von den Pelasgern und Hellenen. Ohne Zweifel waren die Umbrer ein celtischer Zweig, wie denn auch die celtische Sprache über einen großen Theil von Italien verbreitet gewesen zu seyn scheint. Das Lateinische scheint ein Gemisch des Griechischen und Celtischen zu seyn. — Die jetzigen Italiener, abstammend von den alten, können ihre celtische Ab-

kunft nicht läugnen; sie sind von muskulösem Bau, von dunkler Gesichtsfarbe, haben ein schwarzes, oft krauses Haar, kleine schwarze Augen, umgeben von starken buschigen Augenbraunen.

e) Die Urbewohner im südwestlichen Europa.

Das südwestliche Europa, namentlich Spanien, Gallien, Korsika und Sardinien, rechnet zu seinen ältesten Einwohnern die Iberier. In Bau, Sitten und Sprache unterscheiden sie sich von den celtischen Völkern. Sie haben eine mittlere Größe, schlanke, gerade Beine, eine gelbbräunliche Gesichtsfarbe, schwarzes Haar, sind lebhaft und gelenkig, von geistvollem Gesichtsausdruck. Während sie am Nordcap ein mehr länglichtes Gesicht mit Adlernase besitzen, haben dieselben am Südcap ein dunkleres, rundes Gesicht. Die Frauen Sardiniens sind von sehr dunkler, brauner Gesichtsfarbe, schlank gebaut, und haben neben regelmäßiger Gesichtsbildung große, schwarze Augen. Mit dem 14. bis 16. Jahre sind sie Mütter. Es ist nicht schwer nachzuweisen, wie die Sarden den Uebergang zur Bildung der nördlichen Afrikaner machen.

f) Die Celten und ihre Nachkommen.

Die alten celtischen Stämme verbreiteten sich über einen großen Theil von Europa; die heutigen Bewohner von Frankreich, Spanien, Portugal, Irland und Schottland, Italien und Süddeutschland sind zum großen Theil ihre Nachkommen; noch am meisten hat sich übrigens die celtische Form erhalten in Großbritannien und Frankreich. Ueberreste der alten celtischen Sprache sind noch jetzt die gälischen Dialecte in Schottland und Irland, in der Bretagne und in Flandern. — Die Schotten und Hochländer, von den alten Caledoniern abstammend, sind sehr muskulös, kühn, tapfer, von untersetzter Statur, etwas bräunlicher Farbe, einfach in Sitten; sie sind dunkler als die Engländer, und haben vorspringende Wangen. — Auch in der Schweiz, Oesterreich, Tyrol und Bayern zeigen sich häufig celtische Formen, vermischt mit germanischer Bildung. — Die Franzosen haben ein dunkles, oft krauses Haar mit starkem schwarzem Bart, buschige Augenbraunen, und häufig gebogene Nasen.

g) Die Germanen.

Die alten Deutschen waren sehr groß, stark gebaut und

von ungewöhnlicher Stärke; charakteristisch war ihnen die weisse Haut, die trotzigen blauen Augen und das röthlich gelbe Haar. Selbst die Frauen theilten Größe und Stärke mit dem Manne. Stammverwandt sind die Bewohner des mittlern und nördlichen Deutschlands, die Engländer, Dänen und Schweden; sie haben denselben physischen Bau, und sprechen verwandte Dialecte. — Der germanische Stamm zeichnet sich aus durch ein schönes, ovales Gesicht, durch regelmäßige Züge, einen mittelmäßigen Mund und eine gerade Nase. Das Haar ist schlicht oder leicht gelockt, bei möglichst unvermischtem germanischem Charakter blond, ins Röthliche oder Hellbraune spielend; die Augen sind groß und blau, die Wangen roth, die Hautfarbe schön weiß.— In Süddeutschland machen die germanischen Formen den celtischen allmählig Platz, und es erscheinen eine dunklere Farbe der Haut, der Haare und der Augen, ein stärkerer Knochenbau und vorspringende Jochbeine.

h) Slavische Nationen.

Hieher gehören die Russen, Böhmen, Polen. Sehr viele Wurzeln der slavischen Sprache finden sich in den germanischen Dialecten wieder; andererseits ist eine deutliche Verwandtschaft der russischen Sprache mit der lateinischen und mit dem Sanskrit nicht zu verkennen.

Die Slaven haben im Allgemeinen eine dunklere Hautfarbe, als die Germanen; Haare und Augen sind gewöhnlich schwarz, die Wangenbeine vorspringend, die Lippen etwas aufgeworfen, besonders bei den südlichen und westlichen Europäern slavischen Ursprungs, die auch ein etwas breites Gesicht haben. Im Norden ist ihre Farbe heller, und häufig trifft man hellbraunes oder rothes Haar unter den russischen Bauern.

4) Nord- und Ostasiaten.

a) Die Tschudischen- oder Finnischen Nationen, verschieden von ihren slavischen Nachbarn, reden eine eigene Sprache, und gehören alle zu einem gemeinschaftlichen Stamm. Die eigentlichen Finnen mit den Lappen, Esthen, Karelen, Lieven sind gemeinsamen Ursprungs, worauf auch ihre Sprache hindeutet. Die Finn- und Lappländer zeigen zwar im physischen Bau einige Verschiedenheit, welche zum Theil von der Lebensart herrühren mag, gleichwohl ist ihnen ein ge-

meinsamer Grundzug aufgedrückt. — Die Lappen sind häßlich und klein, gewöhnlich 4½ Fuß groß, dabei aber sehr stark und gewandt; ihre Kleinheit hängt ohne Zweifel mit dem nördlichen rauhen Clima zusammen; dagegen ist ihr Kopf dick und groß, die Hautfarbe gelb, die Haare schwarz und steif, selten gelblich, der Bart dünn und kurz, die Augen tiefliegend und breit, das Gesicht breit, die Nase kurz und platt, der Mund groß, die Stirne vorspringend, das Kinn spitzig. Sie werden 50, höchstens 60 Jahre alt.

Die Völker altfinnischen Stammes lassen sich in Beziehung auf Bildung in zwei Hauptvarietäten theilen; die eine hat lichte und rothe Haare wie die Permier (Biarmier) — in der russischen Provinz Perm — die Syrjänen — die ein reines Finnisch sprechen und finnischen Ursprungs sind —, und die Wotjaken; die andere hat steife, dunkle, braune oder schwarze Haare, wie die Lappen, Mordwinen, Wogulen, Ostjaken und Ungarn, welche letztere nicht selten auch hellbraune Haare zeigen, und die sich von den meisten tschudischen Stammverwandten durch edle Züge in der physischen Bildung und im moralischen Charakter auszeichnen. Sie haben nämlich eine mittlere Größe, breite Schultern, ein etwas viereckiges Gesicht mit stark ausgewirkten Gesichtszügen, und sind kräftig.

Es ist nicht zu verkennen, daß die tschudischen Nationen in der Mitte stehen zwischen den Mongolen und den Caucasiern, der physischen Bildung nach, insofern die westlichen Völker eine annähernde europäische Bildung, die nördlichen und östlichen finnischen Nationen aber eine annähernde mongolische Bildung zeigen.

b) Die Samojedischen Völker

mit dem Ursitze im sajanschen Altai, am Nordrande von Hochasien, sprechen Dialecte einer gemeinsamen Stammsprache, der Samojedischen. Diese ist verwandt mit den tschudischen Dialecten, sowie mit den caucasischen Sprachen. Hiedurch wird nicht unwahrscheinlich die Annahme, daß die nunmehr weit auseinander gerissenen Völker auf einen alten, gemeinschaftlichen Ursprung Ansprüche machen dürfen. — Nördlich von den Ostjaken wohnen die Samojeden am Eismeere; sie zeigen auffallende Aehnlichkeit mit den Tungusen, sind klein, mehr untersetzt und dickleibiger als die Ostjaken, haben ein plattes Gesicht, aufge-

worfene Lippen, eine breite Nase, kleine langgeschlitzte Augen, großen Mund und Ohren, einen kurzen Bart, schwarze steife Kopfhaare; die Hautfarbe ist braungelb, von Fett glänzend. Das Volk ist tief gesunken, dem Trunke und andern Lastern ergeben.

c) Mongolisch-kalmükische Stämme.

Die umsichtigsten Naturforscher stimmen darin überein, daß die ganze Menschheit in drei Hauptformen sich repräsentirt. Die caucasische Raçe mit ovalem Gesicht entartete in die Negerraçe von dunkler Schwärze, mit schmalem, seitlich zusammengedrücktem Gesicht und Schädel, die sich im Innern von Afrika ihre Wohnsitze erkohren hat, und auf der andern Seite ging die caucasische Raçe in die Mongolische über, welche Centralasien zum Sitze erwählte.

Die heutigen Mongolen, Kalmüken und Buräten haben die alten Mongolen zu Stammvätern. Alle Mongolen bewahren folgenden Hauptcharacter: der Schädel ist nach allen Dimensionen gleich entwickelt, aber von vorn nach hinten, so wie von den Seiten zusammengedrückt, so daß er viereckig erscheint, die Backenknochen springen sehr stark seitwärts hervor; daher ist auch das Gesicht breit, flach, plattgedrückt; die Augenlieder sind enggeschlitzt, die Augen stehen schief, das Kinn springt vor, das Haar ist schwarz, dünn, straff und schlicht, die Nase ist stumpf, klein, aufgeworfen, die Hautfarbe dunkelgelb.

Die Kalmüken, welche vorzüglich das Gouvernement Astrachan bewohnen, wo sie auf beiden Seiten der Wolga die große Sandwüste mit ihren Heerden durchziehen, sind von mittlerer Größe, und haben schlanke, geschmeidige Glieder, ihr Gesichts- und Gehörsinn ist scharf, der Bart stark, das Haupthaar schwarz, das Kinn kurz, die Iris dunkelbraun, die Lippen groß und fleischig, die Ohren sehr groß und abstehend, die Zähne sind sehr weiß und dauern bis ins höchste Alter.

Die Buräten zeigen wenig Kraft, und sind fast so unbärtig, wie die Tungusen; sie sind am weitesten nach Norden versprengt.

d) Tartarisch-türkische Völker.

Die wirklichen Tartaren, weithin zerstreut, haben mit den mongolischen Stämmen wenig gemein; selbst die zerstreuten türkisch-

tartarischen Horden weichen in ihrer physischen Bildung beträchtlich von einander ab, zeigen aber in Sprachen und Sitten die innigste Verwandtschaft. Ueberall bleiben sie Barbaren.

Die Tartaren im europäischen Rußland haben europäische Gesichtsbildung, sie sind dunkler gefärbt, als die Russen, und haben ein dunkelbraunes oder schwarzes Haar, starke und dicke Bärte. Die Krimm'schen Tartaren sprechen türkisch, und gleichen den europäischen Türken in physischer Bildung; sie sind schön, groß und stark, hager, und haben ein schwarzes oder dunkelbraunes Haar. Auf den Bergdistricten haben die Krimm'schen Tartaren lange Gesichter, sehr große gebogene Nasen, hellbraune, röthliche und selbst blonde Haupt- und Barthaare.

Die nomadisirenden Tartaren in Karabagh am Kurflusse sind ein raubgieriges Volk, das übrigens sehr nach Unterricht verlangt, und ausgezeichnete Verstandeskräfte besitzt. Im Winter bereiten sie sich Löcher unter der Erde zum Schutz und Aufenthalt, im Sommer weiden sie ihre Heerden, und zur heißen Jahreszeit hausen sie auf den höchsten Spitzen des Caucasus. Ihre Sprache ist ein Dialect des Türkischen, der sowohl von der Sprache der Osmanlins in der Türkei, als der Krimm'schen und Kasan'schen Tartaren bedeutend abweicht. Dieser türkische Dialect wird nicht blos von allen moslemischen Einwohnern der russischen Provinzen jenseits des Caucasus, sondern auch in den nordwestlichen Provinzen Persiens durchgängig gesprochen. — Die in der Nähe von Astrachan wohnenden Nogay-Tartaren sind ein Rest der Barbaren, welche Timur aus der Mongoley und Bucharei zwischen das caspische und schwarze Meer geführt; sie wohnen an den Ufern des Kuma, des Terek und des Kuban, und breiten sich auf die Halbinsel Krim aus. Sie sind Nomaden, Muhammedaner (Sunniten). Ihr Aeußeres hat viel Edles, selbst Liebliches, und ihre ganze Gesichtsbildung zeigt, daß sie aus einer Vermischung der Tartaren mit Mongolen entstanden sind.

Die Baschkiren in den niedern Gegenden des südlichen Urals haben kleine, geschlitzte Augen, dunkle Haare, wechseln aber sehr in Gesichtsbildung und Körperbau, denn bald gleichen sie den Türken, bald den mongolischen Völkern, bald den

Russen. In der Regel sind sie stark und fleischig, haben breite, platte Gesichter und große Ohren.

Die Turkomanen oder Truchmenen am Caucasus, sind weit verbreitete Nomaden. Das ganze Turkomanenvolk, das der großen Völkerfamilie des türkisch-tartarischen Geschlechts angehört, wird auf 140,000 Familien geschätzt; sie theilen sich in 9 verschiedene Stämme, welche in der großen turkomanischen Sandwüste, von Meschid bis Bokhara, ihre verschiedenen Wohnstätten inne haben. Sie lieben Raubzüge. Die Turkomanen behaupten, daß sie von Garman abstammen; es ist diese Behauptung um so interessanter, da unsere Voreltern, die alten Germanen und Allemanen aus diesen Gegenden über das caspische Meer zu uns herübergekommen seyn sollen. Auf Raubzügen nennen sich die Turkomanen Al-Aman, d. h. Leute, denen der Gefangene seine Sicherheit (Aman) anvertraut. Viele der Truchmenen leben unter den Nogay-Tartaren. Die Turkomanen sind wohl gebaut, voll Leben und Verstand; sowohl dem Aeußern als der Sprache nach sind sie ächt tartarischen Stamm's. — Die am Aralsee nomadisirenden Usbeken sind ächte Tartaren, roh und ungebildet. Die Usbeken von Bokhara haben sehr kleine Augen; sie werden bezeichnet als die Ureinwohner der Reiche Bokhara und Khiwa. —

Hieher gehören auch die Turkestaner. Alle diese Zweige wechseln sehr in ihrer Bildung, sie stehen bald den Mongolen, bald den Europäern näher. Die in Persien wohnenden Tartaren sind im Allgemeinen heller gefärbt, als die meisten Perser. Nicht selten sind die Mädchen schön, blühend, mit europäischem Gesicht, während andere wieder Platschnasen, vorspringende Backenknochen, kleine Augen und überhaupt ächt mongolische Gesichtsbildung an den Tag legen.

Im Norden wohnen die sibirischen Tartaren um Tomsk und Tobolsk; ferner die Beltiren, die kobynzischen und kargynzischen Tartaren, und die im Hochgebirge wohnenden sagaischen Tartaren, welche sehr behaart sind, deren Bau größer und nerviger ist, als der der kargynzischen Tartaren.

Mongolische Gesichtsbildung in hohem Grade haben, obwohl tartarischer Abkunft, die im nordöstlichen Sibirien wohnenden Jakuten, deren Sprache viel mit der der Tartaren um Kasan

gemein hat. Sie sind kühn und kräftig, im nördlichen Theil von mittlerer Größe, im Süden aber von 5½ bis 6 Fuß groß. — Bald zu den Mongolen, bald zu den Tartaren rechnet man die im Norden und Osten des Arals nomadisirenden Kirgisen; sie sprechen die tartarische Sprache.

e) Die Tungusisch-mantschurischen Völker in den bergigten Gegenden vom ochotzkischen Meere bis zum Baikalsee und zur obern Lena, gegen Norden an die Jakuten grenzend, bewohnten ursprünglich wohl Daurien, wo noch jetzt an 15 verschiedene Stämme wohnen mit acht verschiedenen Sprachdialecten. Die Tungusen machen ein eigenes Volk aus, sie haben eine eigene Sprache. Uebrigens zeigen die tungusischen, mongolischen und türkischen Dialecte unter sich den merkwürdigsten Zusammenhang. — Die Tungusen sprechen langsam, gelassen und deutlich; ihre Gesichter sind platter und grösser als die mongolischen, und den samojedischen ähnlicher. Sie haben äußerst wenig Bart, das Haupthaar ist schwarz und lang, und erreichen ein hohes Alter. — Die Mantschuren hatten ihren Ursitz am Songari, eroberten am Anfange des 17ten Jahrhunderts das chinesische Tiefland, und sind gegenwärtig die Beherrscher von China und ganz Hochasien. In ihrer äußern Bildung gleichen sie den Chinesen, doch findet man auch Männer und Weiber von großer Schönheit und blühender Gesichtsfarbe, sogar mit blauen Augen, gebogenen Adlernasen, braunem Haar und sehr starkem Bart.

Auch unter diesen sprach- und stammverwandten Völkern finden wir also eine verschiedene physische Bildung, die sich bald mehr der mongolischen, bald mehr der caucasischen Bildung nähert.

f) Die Bewohner der nordöstlichen Theile von Asien.

Viele kleine Stämme, welche dem Bau und der Sitte nach mit den Samojeden und Tungusen verwandt sind, von welchen sie sich aber durch eigenthümliche Sprachen unterscheiden, wohnen zwischen dem östlichsten und nördlichsten Theile von Sibirien. Solche Stämme sind:

Die jeniseischen Ostjaken mit besonderer Sprache, in Sitten den südlichen Samojeden gleich, und wie diese scha-

man'sche Heiden. — Die Jukagiren zwischen der Lena und Indigieska, mit eigener Sprache; sie haben tartarische Gesichter, sind ein schönes, ehedem kriegerisches Volk; die Sitten ähnlich den der Samojeden. — Die Korjäken zeigen in ihrer Sprache eine Wortverwandtschaft mit finnischen Dialecten; sie sind Nomaden am Ostende von Sibirien. — Die Tschuktschen an der Nordostspitze von Sibirien haben mit den Korjäken in Sprache, Sitte und physischem Bau sehr vieles gemein; einige von ihnen sind Nomaden, andere haben feste Sitze, und letztere zeigen in Sprache, besonders aber in den Sitten und im Bau eine frappante Aehnlichkeit mit den Eskimos, so daß man die Tschuktschen füglich für amerikanischen Ursprungs halten kann. Sie sind groß und stark, haben wilde und rohe Gesichtszüge, sowie eine helle Hautfarbe. Sie werden alt; Krankheiten sind ihnen wenig bekannt. — Die Kamtschadalen auf der Halbinsel von Kamtschatka sind klein, von schwärzlicher Farbe, von schwarzem Haar und schwachem Bart, haben breite Gesichter, kleine tiefliegende Augen, schwache Augenbraunen, Platschnasen, und verrathen damit ihren mongolischen Ursprung, womit auch selbst ihre Sprache übereinstimmt.

Die Kurilen oder Aïnos auf den Kurilischen Inseln sprechen eine eigene Sprache, die nach Klaproth mit den samojedischen Idiomen sehr übereinstimmt, und einige Verwandtschaft zeigt mit den Dialecten der Caucasusvölker. Sie sind dunkelgefärbt, fast schwarz, am Körper stark behaart; das Haupthaar ist steif und schwarz, die Bärte sind groß und stark. Sie werden gewöhnlich 5 Fuß 2 bis 4 Zoll groß; die Weiber sind häßlich. — Die Japaner sind von mittlerer Größe, haben einen kurzen und kräftigen Körperbau, sind nicht sehr dick, zuweilen fett. Sie haben eine gelbliche, bald ins Braune, bald ins Weiße fallende Farbe; wie unter den Bewohnern China's, so wechselt auch hier die Körperfarbe; das den Sonnenstrahlen ausgesetzte Volk ist braungefärbt, während die Frauen der höheren Stände, welche sich vor der Sonneneinwirkung gehörig zu schützen wissen, so weiß sind, wie die europäischen Damen. Die Gesichtszüge sind schön zu nennen; ihre Köpfe sind groß, breit, die Hälse kurz, die Nase dick, kurz und breit, die Augen länglichtschmal, tiefliegend, dunkel und selbst schwarz,

das Haar schwarz und dick. — Die Koreaner auf der Halbinsel Korea sprechen eine eigene Sprache und bilden eine besondere Nation; sie haben kleine Augen, und gleichen in ihrer physischen Beschaffenheit den Chinesen.

g) Chinesen und indo-chinesische Nationen.

Alle die Völkerschaaren von dem Hochlande Tübet und von Bengalen an bis an das Tiefland von Hoangho und Jantsekiang stehen mit einander in Bau, Cultus und Sprache in enger Verwandtschaft. Alle sprechen einsylbige Sprachen, welche sich auch anderwärts, z. B. in Afrika, Amerika u. s. w. finden. Es sind einsylbige Wurzelwörter, ohne alle Grammatik, wo die verschiedene Bedeutung eines und desselben Worts zunächst nach der abweichenden Modulation der Stimme, nach der Betonung,, sodann und insbesondere aber auch durch die Schriftcharaktere bestimmt wird.

Die Chinesen sind wohlgestaltet, sie haben kleine schwarze Augen mit ausgefüllten Winkeln, ein rabenschwarzes Haar; ihre natürliche Hautfarbe steht zwischen hell und dunkel, obwohl man auch viele junge Leute mit weißen Gesichtern trifft; auch hier hat die untere Volksklasse, welche der Sonnenhitze täglich ausgesetzt ist, eine braune Farbe. Man findet aber auch Chinesen mit breiten Gesichtern, vorstehenden Backenknochen, mit Nasen, die an den Augenwinkeln breit sind, und mit grossen Ohren.

Die Bhutias im Hochlande Bhutan sind athletisch gebaut, voll blühender Gesundheit; sie sind sehr muskulös, stark, haben ein breites Gesicht, flach von den Backenknochen nach dem Kinn zulaufend, die Haupthaare sind schwarz, das Haar an den Augenliedern sehr dünn, die Hautfarbe ist lichtbraun, nicht so dunkel wie bei den europäischen Portugiesen, die reinlicheren und der Sonnenhitze nur sparsam ausgesetzten Gylongs (Mönche) sind noch hellfarbiger, ihre Haut ist sehr glatt, zeigt wenig Bart, auch die Knebelbärte sind gering. Die Meisten erreichen eine Größe von 6 Fuß. Die Weiber haben ein gelblichschwarzes Haar, lebhafte schwarze Augen, und eine blühende Gesichtsfarbe.

Die Bewohner von Kammaun, ein Gebirgsstaat auf Himalaya's Terassen, sind ausgezeichnet durch eine schmale

Gesichtsbildung; im jugendlicheren Alter sind die Gestalten hübsch, allein bei vorgerückterem Alter werden die Züge gröber, schmächtiger, die Weiber altern frühzeitig wegen ihrer harten Arbeiten, deßhalb behalten auch die höheren Stände ihre gefälligere Form bei; in Süden ist der Körperbau mager, lang, die Hautfarbe bleich; im Norden derselbe mehr untersetzt, schön. Noch werden daselbst wenige Familien angetroffen, welche als die Ureinwohner bezeichnet werden, und die sich unvermischt erhalten haben, die Parias; sie führen im Osten ein wildes Nomadenleben, sollen eine sehr schwarze Hautfarbe und ein krauses Wollhaar haben. — Die Bergbewohner des Alpenstaats Sirmore haben im Norden tübetanische Physiognomie; sie sind untersetzt, stämmig, breitschulterig, muskulös gebaut, mit breiten Gesichtern, vorstehenden Backenknochen; die Hautfarbe ist gelbbraun, ins hellere Weiß übergehend; Alle tragen Schnurrbärte, einen schwarzen Bart und lang herabhängendes, schwarzes Haupthaar; die Bewohner der obersten Region haben Haare und Bart gekräuselt, blond oder roth von Farbe und nur spärlichen Schnurrbart; das Auge ist klein, schwarz oder dunkel, tiefliegend, die Stirne ist hoch, rund und gefurcht, die Nase nähert sich der Adlernase. Die Frauen haben ein gefälliges Aeußere; ihre Züge sind angenehm, zum Theil fein; sie leben in freiem Umgang mit den Männern.

Die Birmanen sind im Allgemeinen von mittlerer Statur, gut gebaut, beherzt, kräftig, lebhaft, von dunkelbrauner Farbe, mit grobem, starkem und schwarzem Haar. Die Frauen sind wohlbeleibt, mit schwarzen, dichten Haaren, und schöner als die Hindustanerinnen. Sie sind sklavisch unterthan, zanksüchtig, treulos, unersättlich in ihren Begierden; dabei sind sie sehr unreinlich, listig verschlagen. Obwohl man in Birma gegen 18 in Sprache, Sitten, Gebräuchen und Cultus verschiedene Volksstämme trifft, so haben doch Alle denselben Typus, der die Völker zwischen Hindostan und China auszeichnet. Wahrscheinlich sind sie ursprünglich von der mongolisch-tartarischen Raçe, vermischt mit Hindus, Chinesen und Malayen.

Die Siamesen stehen der Leibesgröße nach zwischen den Chinesen und Hindus auf der einen, und den Malayen auf

der andern Seite mitten inne; sie sind schlanker und größer als die Malayen, und kleiner als die Chinesen, Hindus und Europäer. Ihre mittlere Größe beträgt 5 Fuß 3 Zoll. Die Füße sind gut gebaut, hingegen sind ihre Hände derb geformt, und haben nicht die zarte Weichheit, wie bei den Hindus. Ihr Körper ist im Allgemeinen stark neben richtigem Ebenmaaß der Gliedmaßen; es mangelt ihnen aber das Anmuthige und Biegsame, das sich beim Körper ihrer Nachbarn im Westen findet. Ihre hohen und breiten Kinnbacken geben dem Gesicht ein Ansehen eines schiefwinklichen Vierecks; doch trifft man auch nicht unangenehme Gesichtszüge. Ihre Hautfarbe ist hellbraun, vielleicht einen Schatten lichter, als bei den Malayen, aber um viele Schatten dunkler als bei den Chinesen, jedoch an Schwärze dem Hindu oder Neger nie nahe kommend. Sie sind träg und schmutzig, listig, eitel, stolz und verfeinert, dabei mäßig, enthaltsam, versöhnlich und friedliebend. Wie ihre Geistesbildung, so steht auch ihre Sittlichkeit auf einer niedern Stufe.

Die Annamesen oder Cochinchinesen gleichen den Chinesen; sie sind klein, zusammengedrungen, häßlich, aber munter, die Weiber schöner; haben plumpe Gesichter und eine dunklere Hautfarbe als die Malayen. Es sind verständige und lernbegierige Leute, dabei aber unreinlich und träge; die Erschlaffung hat zum Theil wenigstens ihren Grund in der tyrannischen Behandlung der Regierung. Bebrütete Eier und Würmer sind Lieblingsspeisen. Ihre geschriebene Sprache unterscheidet sich wesentlich von der Umgangssprache; letztere ähnelt der Cambodschen Sprache, indeß die erstere mit der Mundart, die auf der Insel Hainan gesprochen wird, große Aehnlichkeit hat.

Die Peguaner sind ein kräftiger Menschenschlag, sehr arbeitsam, heiter, offenherzig. — Die Bewohner von Laos sind unreinlich, von heiterer Gemüthsart, sorgenlos, und große Liebhaber von Musik und Tanz. — Die Bewohner von Cambodja sind bald kriechend, bald grob, selbstsüchtig und trotzig, aber gleich wieder gefällig und dienstfertig, je nachdem die Umstände es erfordern. Viele vom männlichen Geschlechte sind wohlgebildete Gestalten, indeß das weibliche Ge-

schlecht durchgängig ein sehr gemeines Aussehen hat. Sie sind träg, schmutzig und armselig wie ihre Nachbarn.

II.

Afrikanische Völker.

Nach Prichard lassen sich diese Völker in drei Klassen bringen, nämlich solche, welche im physischen Bau dem Südeuropäer nahe kommen; hieher gehören die Nordafrikaner; sodann die im Osten und Westen ansäßigen rothe oder kupferfarbene Völker; endlich wollhaarige, im Allgemeinen schwarze oder braune Menschen, wohin die Neger, Kaffer und Hottentotten gehören.

Die Völker in Nordafrika.

Obgleich vielfache Revolutionen über diesen Theil von Afrika ergiengen, so hat sich doch die alte Sprache und die ursprüngliche Raçe (Libyer, wozu die Mauren, Numidier, Getuler und andere Nationen gehörten, welche zum Theil von den Carthagern, und später von den Römern und Arabern besiegt wurden) von Nordafrika, im Innern des Landes, auf den Gebirgen, erhalten.

Die Berberstämme mit mehreren Zweigen wohnen auf dem Atlasgebirge; es sind kühne Landleute, welche auf ihren Höhen von Viehzucht und Ackerbau leben. — Verwandt mit ihnen sind die räuberischen Kabylen auf den hohen Gebirgen von Algier und Tunis; sie haben eine schwarze Hautfarbe und dunkles Haar. Mit diesen verwandt ist das Bergvolk am kleinen Atlas, sofern es dieselbe Sprache spricht; es ist aber schöner, hat eine röthliche Gesichtsfarbe und dunkelgelbe Haare. Auch die Sprache der Schilhas oder Schelluhs soll ein Dialect der Berbersprache seyn; sie wohnen auf der südlichen Atlaskette und sind ein kräftiges Jägervolk. — Auch die Sprache der alten Guanchen, der ältesten Bewohner der canarischen Inseln ist der Berber- oder der Schelluhsprache sehr ähnlich. Ueberhaupt geht ein in Sitte, Sprache und Bau wechselseitig verwandter Zug von der canarischen Inselgruppe und dem Nordwestende Afrikas durch den Wüstenzug bis nach

Nubien und zum Golf von Arabien. So sprechen die Bewohner von Augila und von der Oase Siwah einen dem Schelluh verwandten Dialect, wodurch die Bewohner vom westlichen Ozean bis nach Aegypten durch den gleichen Sprachstamm verbunden werden.

Die Tibbos und Tuaric's bewohnen die Wüsten; die ersteren östlich von Fezzan und zwischen Fezzan und Bornou, südlich an die nördlichsten schwarzen Afrikaner grenzend; sie reden einen Dialekt der Berbersprache. Die Tuaric's, weit zahlreicher und mächtiger als die ersteren, wohnen von Fezzan bis Bornou und Marocco, und bis an den Sudan, sind im Allgemeinen schön, mit schlichtem Haar, europäischen Zügen, und gehören gleichfalls zum Berberstamm. Die Tuaric's bei Fezzan sind an den bekleideten Theilen des Leibes so weiß, wie die Europäer, an den unbekleideten Theilen aber von dunkelbrauner Farbe. Die Stämme im Süden haben zum Theil eine schwarze Farbe, ohne Negerzüge zu haben, andere sind gelblich wie die Araber. In der Nähe des Sudans sind die Tuaric's ganz schwarz, in der Gegend von Tombuctu aber weiß; zwischen Fezzan und Tripolis sind sie weiß und schön, und nur die der Sonne ausgesetzten Theile sind dunkelbraun. Die Weiber der Tibbos sind schön gebildet, die Zähne sind schön, die Lippen hellschwarz, sie tragen gescheitelte Haare. Die Tibbos von Bergoo nähern sich schon mehr den Negern, sind aber schöner und heller gefärbt als dieselben; ihr Haar ist etwas gekräuselt, kann aber in Zöpfen geflochten werden, die Augen sind lebhaft, die Lippen dick, der Wuchs schlanker als bei den Negern, die Nase nicht aufgestülpt.

Sichtbar bildet somit die libysche Raçe, welche der europäischen Form angehört, unmerkliche Uebergänge zu den Negern im Innern von Afrika. Die Mumien der alten Guanchen in den Gräbern der canarischen Inseln deuten auf eine alte Verwandtschaft mit den alten Aegyptern, daher dürfte es nicht gewagt seyn, anzunehmen, daß die libysche Raçe in uralter Zeit vielleicht vom Orient kam, die Atlasinseln, die Canarien bevölkerte, und später fortzog in das heiße Tiefland.

Die Völkerstämme im nordwestlichen Negerlande.

Eine Menge von Stämmen, verschieden in Sitten und Sprachen, finden wir in diesem Ländergebiete; sie stehen alle vereinzelt da, man hat wenigstens bis jetzt keinen innern Zusammenhang bei ihnen finden können; ein Gebirgsrücken oder ein Fluß überschritten, zeigt schon wieder andere Stämme, ohne wechselseitige Verbindung.

Die hervorstechendsten Nationen, nach Aussehen, Bau und Sitte, wie durch Sprachen völlig verschieden, sind die Joloffs (Jaluffen), die Mandingo's und die Fullah's. Die Joloffs wohnen auf der Nordseite des Gambia, und von da landeinwärts bis zum Senegal hin. Sie sind schwärzer, aber schöner gestaltet als die Mandingo's, sind ein kriegerisches Volk, und bestreben sich, den ihnen eigenthümlichen Unternehmungsgeist fortzupflanzen. Sie sind schön, groß und kräftig, mit nicht unangenehmen Gesichtszügen, von heftigem Temperament; einige haben Platschnasen und dicke Lippen, andere wieder eine regelmäßige Gesichtsbildung; sie sind schwarz wie Ebenholz, haben ein wollig krauses Haar, und eine sehr harmonische Sprache.

Die Mandingo's, sonst auf der Mandingoterasse, am obern Niger wohnend, stiegen zur Meeresküste herab, und haben nun zu beiden Seiten des Gambia ihre Wohnplätze. Sie sind ein schlanker, leicht gebauter Menschenschlag, deren hervorragende, bisweilen schöne Gesichtszüge die höhere Verstandesbildung kundgeben, durch welche sie sich auszeichnen; sie sind schlau, listig, gewandt in der Verstellungskunst. Als eifrige Koransverehrer suchen sie diese Lehre auf eine feine und beharrliche Weise auszubreiten, indem sie mit dem Religionsunterricht zugleich Belehrungen geben über Naturlehre, Geographie und Geschichte. Sie sind der arabischen Sprache mächtig. Obgleich ächte Neger wollen sie doch zu den Weißen gezählt seyn, und fühlen sich beleidigt, wenn man sie Neger nennt. Ihre Farbe ist schwarz mit einer Mischung von Gelb, mehr den dunkelfarbigen Hindus sich nähernd, als den Flächennegern; sie tragen Bärte.

Die Fullah's wohnen um die Quellen des Senegal, Gambia und Riogrande, in einer ziemlichen Entfernung vom Meere; ihre Hauptstadt Timbo liegt zwischen dem 10° und 11°

N. Br.; sie lieben Ackerbau, sind arbeitsam und mäßig, eifrige Muhammedaner, und verstehen die arabische Sprache. Sie sind schwarzgelb, beinahe wie die afrikanischen Araber, braungelb, manchmal sehr hell gefärbt; nach Andern sind sie dunkelfarbig bis schwarz. Sie haben kleine Gesichter, ein weiches, seidenartiges Haar, ohne die dicken Lippen oder die krausen Haare der benachbarten Stämme zu haben. Gewandtheit und Tapferkeit verbinden sie mit Klugheit. Die Weiber sind schön und lebhaft, schwarzroth, mit längerem und nicht so wolligem Haar wie bei den Negern. Ihrer ganzen Bildung nach stehen sie zwischen dem Neger und Araber.

Auf der Westküste Afrika's zwischen Cap Mount und Gallinas wohnt der etwa 12,000 Seelen starke Bey-Stamm; dieses Volk ist verständig, verschlossen, stolz und selbstsüchtig. An Geschmack, Geschicklichkeit und Verstand sind sie ihren südöstlichen Nachbarn überlegen.

Ein Seitenzweig der Fullah's sind die Fellalah's; sie sprechen dieselbe lieblich klingende Sprache; sie haben einen kurzen krausen Bart, große schwarze Augen, eine schöne Stirne, edles Ansehen; man trifft unter ihnen Adlernasen. — Mehrere schwarze Mischlingsvölker wohnen in der Nachbarschaft von Futa; auch sind dort hellere Stämme von röthlicher Kupferfarbe, mit etwas wolligem Haar, im Gesicht aber den Europäern ähnlich. — Am südlichen Ufer des Senegal wohnen die Serrawolli, kluge Handelsleute, und am grünen Vorgebirge die wilden und nackten Serrerer; sie sind Neger der Fläche, und gehören zu den schwärzesten Negern. Diese Schwärze soll nach Golberry gegen den Aequator zu abnehmen, was die wenigstens theilweise Unabhängigkeit der schwarzen Farbe vom Clima beweisen würde.

Unter den Schwarzen Westafrika's, wie unter mehreren Negervölkern des Sudans, findet man also, mitten unter der schwarzen Bevölkerung, Stämme von röthlicher, heller und gelblicher Farbe. Diese Beobachtungen kann man besonders auf den Gebirgen der Fullah's in Senegambien machen, welche 8—9000 Fuß über dem Meere liegen.

Die Neger vom Gambia bis zur Goldküste bieten eine große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in den

Sprachen dar. Die Sprachen Westafrika's sind sehr bilderreich, voll Vergleichungen mit sinnlichen Gegenständen. Die Sprachen im Norden von Sierra Leone lauten viel weicher und melodischer, als die der südlichen Völker. Die Mundarten der Timmani's und Bullom's klingen lieblich, aber alle übertrifft die Sususprache, die an Klang dem Italienischen gleich kommt.

Die Felupen sind kurz und klein, aber dennoch stark und beweglich; sie haben regelmäßige Gesichtszüge, ähnlich den Indiern; ihre Haut ist rauh, ihre Farbe dunkelschwarz, ihr Haar wollig, aber länger als das der Neger; sie gehen nackt, treiben Viehzucht, und bauen Reiß und Hirse. Die Papels am Gebaflusse sind häßlich, von wildem Aussehen, und groben, tölpelhaften Sitten. Noch häßlicher von Gestalt sind ihre Nachbarn, die Balaners, sie essen Ratten. Die Bisagos auf den Inseln und an den Küsten des Rio grande verzehren Hunde. Schöner sind die Biafares, die Bewohner der Küstenterasse.

Auf Liberia wohnt der Küste entlang, etwa 16 Stunden in die Länge, und 80 — 100 Meilen in das Innere des Landes hinein, das Bassa-Volk in verschiedenen Stämmen, etwa 125,000 Seelen stark. Sie haben eine gemeinschaftliche Sprache; Sitten, Gebräuche und Bestrebungen haben auffallende Aehnlichkeit mit einander; das Volk ist emsig, arbeitsam, mäßig, strebend nach Civilisation. Nordwestlich von den Bassa's wohnen die Vey- und Dey-Stämme, südöstlich die Keu-Nation, ein kraftvolles Volk mit einem großen Ländergebiet, besonders von der Küste von Sierra Leone bis zur Goldküste.

Auf Sierra Leone sind vier verschiedene Nationen mit verschiedenen Sprachen; nämlich die Susus, den Fullah's verwandt, von gelblicher Farbe; man trifft sie vom Kissistrome an bis zum Munesflusse. Die Sususprache wird in einem Umkreise von mehr als 60 Stunden verstanden; sie ist einfach und leicht zu erlernen. Ferner die Bagos; sodann die Timmanis, von dunkelschwarzer Farbe, schöner Gestalt; es ist ein kriegerischer Volksstamm, der früher im Innern Afrikas sich umhertrieb, später bis hieher sich drängte. Endlich die Bullom's, gleichfalls dunkelschwarz und schön gebildet; sie bewohnen das Land nördlich vom Sierra-Leonefluß bis zum Flusse

Scarsclrs; sie haben das Land längs der Meeresküste hin bis zum Kissistrome hinauf in Besitz, haben auch die Bananas-, die Plantanen- und einige andere kleine Inseln inne. — An der Pfefferküste wohnen die Quoja; an der Küste vom Cap Palmas die Kroos von stark muskulösem Bau. — Die Quaguas längs der Zahn- oder Elfenbeinküste sind in der Regel groß, stark, schwarz von Farbe, tragen ein langes geflochtenes Haar, lassen sich die Nägel einen halben Zoll lang wachsen, und feilen sich ihre Zähne scharf zu. — Von Liberia landeinwärts 60—100 Stunden findet man sehr bevölkerte und civilisirte Gegenden; der Ackerbau ist vorherrschend und ungemein ausgebildet; das Pferd ist allgemein als Hausthier benützt. Das Arabische ist im bürgerlichen Lebensverkehr die Schriftsprache. Im Nordost wohnen die mächtigen Gurrahs und Condus. Man trifft dort Dörfer, Städte mit Märkten, und gute Landstraßen.

Die Neger auf der Goldküste zählt Prichard alle zu einer Raçe, die aber verschiedene Sprachen sprechen, von welchen die Fanteesprache oder Aminasprache der am meisten verbreitete Dialect ist. Zu den mächtigsten Völkern dieses Theiles von Afrika gehören die Ashantees. Sie sind von mittlerer Größe, gut gebaut; die Nasen sind nicht so platt, und die Lippen nicht so dick, wie bei den meisten Negern; man findet selbst griechische Physiognomien mit Habichtsnasen; sie sind noch dunkler und lebhafter als die Küstenneger. Die Weiber sind hübsch, ähnlich den Indierinnen. Der Mangel der eigentlichen Negerbildung, ihr Aberglaube, viele Sitten und Gesetze, ihre Auswanderungssagen, brachten Bowdich auf die Vermuthung, daß sie ursprünglich abyssinische Aethiopier gewesen wären, vermischt mit ägyptischen Colonisten. — Die Bewohner von Accra bei Christiansburg in Guinea haben verschiedene Sprachen und eigene Sitten; bei beiden Geschlechtern findet die sonst hier unbekannte Beschneidung statt; sie haben vorspringende Kiefer, (affenartig) schmale Nasenbeine, und ein wolliges, in der Regel schwarzes, oft aber auch rothes Haar. Sie sind im Allgemeinen wohl proportionirt, haben ovale Gesichter, funkelnde Augen, kleine Ohren, hohe dicke Augenbraunen, einen nicht zu großen Mund, weiße schöne Zähne, frische,

rothe, nicht so dicke Lippen wie die Einwohner von Angola; auch ihre Nasen sind nicht so breit: ihre Schultern sind gewöhnlich breit, die Arme stark, die Hände dick, die Finger lang, der Körperbau klein mit hohen Schenkeln, die Füße breit mit langen Zehen; das Haar ist in der Regel langgelockt; die schwarze Haut ist glatt und weich. Ihr Magen verdaut die härtesten Dinge. Sie sind träge, gleichgültig, eingebildet, haben ein gutes Gedächtniß. Diese von Barbot gegebene Beschreibung der Bewohner dieses Theils von Guinea findet hauptsächlich auf die dunkelschwarzen Fantee ihre Anwendung.

Die Völker der Sklavenküste waren ehedem die Ardrah, Widdah und Popo, sie herrschten in den Gebieten vom Rio Volta bis nach Benin; jetzt sind dort die Dahomey. Letztere sind kluge, schlaue, rachesüchtige und blutdürstige Leute. Die Ardrah sind kräftig und sehr schwarz. Die Widdah sind gleichfalls von dunkler Farbe, aber nicht so schwarz, als die Neger am Senegal; sie sind gut gebaut, groß und äußerst gewandt. Um Benin haben die Bewohner im Weißen des Auges stets eine gelbliche Färbung, und sind überhaupt zum Theil gelber als die Neger der Goldküste. Hier findet man auch die feinen und gewandten Calabarer, grausame Sklavenhändler; sie wohnen südlich von den Hio's. Diese bilden im Binnenlande ein großes Reich; dasselbe liegt nordöstlich von dem Küstenlande Ardrah; sie sind gut gewachsen, stark, muthig, und von dunkelschwarzer Farbe.

Die Nationen im Sudan, dem Lande der Schwarzen d. h. dem ganzen Innern von Afrika, sind größtentheils ächte Neger von schwarzer Farbe, mit krausem, wolligem Haar. Zwischen diesen ächten Negern wohnen aber wieder Neger mit kupferfarbener oder rother Farbe, welche selbst den Europäern in der Bildung ähnlich sind. Hieher gehören die braunen Fellalah's, ein Zweig der Fullah's, und im Osten die räuberischen Beduinenstämme, arabischer Abkunft. — Die in Folge des Sklavenhandels aus dem Innern hervorgezogenen Neger sind den Guinea-Negern vollkommen ähnlich; fast keine ihrer Sprachen hat Aehnlichkeit mit der andern. — In den Nilthälern wohnen die nackten Wilden und Heiden, die Schilluks. — Die Bewohner der Oase Darfur, die Furier, sind wahre

Neger, vollkommen schwarz mit wolligem Haar. Sie sprechen eine mit dem Arabischen gemischte Sprache. — Auch in Fezzan gibt es viele Neger, schwarz, mit vorspringenden Kiefern, platten Gesichtern, wenig eingedrückter Nase, kleinen Augen, großem Munde, wolligem, aber nicht vollkommen gekräuseltem Haar, mit guten Zähnen; die arabische Sprache ist allgemein verbreitet. Die Weiber, welche schon mit dem 12. oder 13ten Jahre Mütter werden, sind mit 16 Jahren bereits alt. — Im östlichen Sudan wohnen auch die Borguer; man zählt unter ihnen etwa 20 Sprachen; sie bilden einen mächtigen Staat. Südlich von ihnen sind die Bagermeh's; sie sind schwarz, aber keine eigentlichen Neger. — Die Mandara's, im Süden von Bornu, haben eine hohe, platte Stirne, große funkelnde Augen, und eine etwas gebogene Nase. Die Bornuesen selbst sind Muhammedaner. Mit ihnen sprechen dieselbe Sprache die Bedees; sie wohnen auf den Gebirgen, sind noch Heiden und Wilde, von dunkelschwarzer Farbe, dicken Lippen und großem Munde. Nicht weniger als 30 verschiedene Sprachen werden im ganzen Bornu gesprochen. — Die Bewohner von Haussa (unterm 18° N. Br.) haben kleine platte Nasen, kleine Augen, und sind sehr dunkel gefärbt. — Die Timbuctuer sind schwarz, gutgebaut und thätig. Endlich die Einwohner von Bambara am obern Nigerlauf, etwa unterm 12° N. Br., treiben Handel und Ackerbau, und besitzen ansehnliche Städte.

Im nordöstlichen Theile von Afrika wohnen die Habyssinier, Nubier und Aegyptier.

Im Alpenlande Habesch oder Aethiopien wohnen Völker von verschiedener Sprache, Ursprung und Farbe. Vorherrschend ist die dunkle Hautfärbung, welche sich aber nach Verschiedenheit des Wohnorts und des Geschäfts bei einzelnen in das Hellgelbe verwandelt. Die Habyssinier ähneln den Europäern in der Bildung, sind im Allgemeinen wohlgebaut, haben regelmäßige Gesichtszüge, und einen olivenfarbenen, ins Schwarze fallenden Teint als Grundfarbe. Diese Farbe geht bei Frauen bis zum Weißen; die Bildung ist nicht negerartig, die Gesichtszüge mehr arabisch und europäisch. In der schön ovalen Gesichtsform befinden sich große Augen; die Kinnladen

bilden scharfe Winkel, und mit den vortretenden Backenknochen einen regelmäßigen schönen Triangel; ohne aufgeworfen zu seyn, sind die Lippen dick, die Zähne weiß und schön, wie bei den Negern; sie werden alt. Die Bewohner der südwestlichen Gegenden des Amharalandes sind unterrichteter, milder und freundlicher, als die Bewohner von Tigre, welche roh und reizbar sind. Ohne Zweifel sind die Abyssinier das alte äthiopische Stammvolk derjenigen am Nilthale über Meroe, Elephantine, Theben hinabgezogenen alten Aegypter, von welchen wir die heutigen Copten als entartete lebende Ueberreste betrachten, wie sie denn auch noch jetzt auf ihren Alpen ein Freiheitsgefühl in sich tragen. Die äthiopische Sprache theilt sich in den Amharil- und in den Tigredialect.

Weit verbreitet in Habesch sind die Schangallas; sie sind dunkelschwarz, haben ein Wollhaar, kleine Augen, großen Mund, dicke Lippen, Platschnasen; es ist ein tiefgesunkenes Volk. — Um die Quellen des Nils wohnen kupferfarbene Stämme, die Agaws, die Fallaschas und die Dembeasen. Die Gegenden von Gondar, Thalga, und auf der nordwestlichen Seite des Tzanasees werden meist von Fallaschas d. h. Juden bewohnt. Sie reden eine eigene Mundart, die vom Hebräischen und Aethiopischen gleich abweichend ist; alle reden aber die Landessprache (Amhara-Sprache). Sie sind arbeitsamer als die andern Abyssinier, abergläubisch, den Christen feind, von welchen sie auch allgemein als Zauberer gefürchtet werden.

Die Gallas zwischen dem Nil und Bahr-el-Abiad wohnend, ein räuberisches Hirtenvolk, sind von mittlerer Statur, brauner Farbe; in den tiefen Thälern von dunkler Farbe; haben lange, aber auch krause schwarze Haare, sind sehr gewandt, kriegerisch und ausdauernd; sie reden eine eigene Sprache.

Die Völker in Nubien.

Noch jetzt trifft man nördlich von den Bishareen Ueberreste der alten Urbewohner des Landes, die Ababdé; sie wohnen in der Wüste, gehen ganz nackt, sind schlecht gebaut und klein, haben schöne, weiße, vorspringende Zähne, eine dunkle Chocoladefarbe, und ein ganz schwarzes, krauses Haar. — Die Bishareen sind dagegen schön; ihre Farbe ist dunkelbraun. — Von hellerer Farbe und mit nordischer Gesichts-

bildung sind die eigentlichen neuern Bewohner des Landes. Auch kupferfarbene oder röthlichschwarze Stämme finden sich in Nubien; hieher gehören die Barabras oder Berber; die Stammfarbe ist dunkelroth braun; es ist ein schöner und starker Menschenschlag, der weder den Arabern, Aegyptern, noch den Negern gleicht; sie haben zwar, wie die Neger, ein krauses und gelocktes Haar, dasselbe ist aber nicht wollig. Die weiche Haut ist schwarzbraun; ist nämlich die Mutter eine Negerin, so wird der Sprößling ausnehmend dunkel, ist aber die Mutter eine habyssinische Sklavin, so werden die Kinder hellbraun. Im ovalen Gesichte steht oft eine vollkommen griechische Nase; die Kiefer sind nicht vorspringend; Schenkel und Füße sind schön gebildet, was bei ächten Negern selten der Fall ist; die Oberlippe ist dick, der Mund groß, die Augen funkelnd und tiefliegend, die Nasenlöcher weit; im Alter ist der Bart weiß; sowohl das Haupthaar als der Bart wachsen nicht sehr stark.

Die Aegyptier.

Blumenbach nimmt drei eigenthümliche Varietäten von altägyptischer Nationalphysiognomie an, welche aber trotz ihrer unverkennbaren Eigenthümlichkeiten dennoch durch vielfache Nüançen in einander übergehen. Die erste dieser Verschiedenheiten ist ausgezeichnet durch vorragende Kiefer, wulstige Lippen und breitstumpfe Nase. Die heutigen Copten gehören hieher. Er nennt diese Varietät die äthiopische Bildung. Die zweite Verschiedenheit zeichnet sich aus durch eine länglichte Nase, enggeschlitzte, lang gezogene Augenlieder, hochstehende Ohren, kurze Taille, und lange Schenkel; es ist dieß die mehr hindusartige Physiognomie. Die dritte Verschiedenheit endlich, oder die mehr berberähnliche Gestaltung, ist die gemeinste, sie zeigt einen gedrungenen Habitus, ein kurzes Kinn, große vorliegende Augen, schwammigte, gleichsam hängende Backen, und einen fleischigten Körper. Somit standen die alten Aegypter in der Mitte zwischen caucasischer und äthiopischer oder Negerbildung, am meisten entfernt von der mongolischen; die gefundenen Abweichungen sprechen gerade für eine Verschmelzung der Europäer- und der Neger-Bildung, bald mehr dieser, bald

jener Form nähernd. Es ist merkwürdig, daß diese Mittelform zwischen dem Caucasus und Centralafrika steht.

Nach Champollions interessanten Entdeckungen findet die größte Uebereinstimmung mit dem Coptischen statt, wodurch die Verwandtschaft der alten Aegypter mit den Copten außer allen Zweifel gesetzt wird. Noch jetzt zählt man in Aegypten an 100,000 eingeborne coptische Christen.

Die Völker in Südafrika.

Alle bis jetzt bekannten Völker Südafrikas kann man nach Prichard in zwei Hauptstämme, nämlich die Kaffern und Hottentotten, bringen; diese haben aber wieder viele Zweige. Ohne wahre Neger zu seyn, haben sie mit den Bewohnern von Mittelafrika die dunkle Farbe und das wollige Haupthaar gemein. Die unterscheidenden Hauptzüge dieser beiden Nationen sind: der Hottentotte schnalzt bei der Aussprache, er ist weniger schwarz als seine Nachbarn, hat eine eigenthümliche Gesichtsform, eine kleinere Statur, zartere Gestalt und Glieder. Der Kaffer schnalzt nicht so mit der Zunge, ist größer, stärker, dunkler; sein Gesicht ist mehr rund und breit.

Die Hottentotten sind wohl proportionirt, aber schwächlich gebaut, die Glieder klein, bald mit platter, bald mit vorspringender Nase; die Kiefer springen stark vor, die Zähne sind sehr weiß, der Mund groß, lang, doch weniger aufstehend als bei den Negern; die Ohren sind klein und bisweilen beweglich; das Gesicht ist häßlich; die Augen stehen auseinander, sind schmal und lang, der innere Augenwinkel, wie bei den Chinesen zugerundet. Hände und Füße sind klein und hübsch. Die Brüste der Weiber werden gleich nach der ersten Geburt sehr groß und hängend, der Unterleib wird vorspringend, und auf dem Gesäß entwickelt sich eine ungeheure Fettmasse; die innern Schaamlippen werden sehr lang, sind aber angeboren. Die Hautfarbe ist vom blassesten Schwarz, das ins Braune oder Gelbe fällt; die Augen sind dunkelkastanienbraun; das Haar ist noch wolliger als bei den Negern; es bedeckt nicht den ganzen Kopf, sondern wächst in schmalen Locken, zwischen welchen der Schädel kahl ist.

Die Namaquas am Orangefluß bis zu den Ufern des atlantischen Ozeans wohnend, unterscheiden sich in Gestalt

nur sehr wenig von den übrigen Hottentotten, von welchen sie ein Zweig sind; sie reden eine eigene Sprache, sind schlanker, aber nicht so stark, als die mehr gegen Osten verbreiteten Stämme. Sie sind gut proportionirt, gelblichbraun, mild, ehrlich und furchtsam.

Die Koranna's, ein gutmüthiges zersprengtes Bergvolk, östlich von den Namaquas ansäßig, gleichen in ihrer Bildung sehr den Caphottentotten, sie haben übrigens ein mehr rundes Gesicht, nur nicht die stark vorspringenden Jochbeine und Kiefer.

Die Buschmänner haben die weiten Sandebenen östlich von den Namaquas inne, und streifen auf den höchsten Gebirgen der Nordseite umher. Noch wo möglich ungestalteter als die Hottentotten, und klein von Statur, sind sie doch regsam und munter. Auch die Buschmänner sind wahrscheinlich ein sehr ausgearteter Zweig der Hottentotten, denn sie weichen von denselben nur insofern ab, als sie alle ihre Eigenthümlichkeiten nur in höherem Grade besitzen. Ihre Hautfarbe ist heller als die der Hottentotten, aber stets sehr beschmutzt. Der Theil des Körpers von der Brust bis zum Knie gleicht ganz dem Buchstaben S. Das Gesäß steht gerade ab, als wäre der Körper nach vorne geneigt. Die Fettmassen des Gesäßes sind sehr ähnlich den des Pavian und Mandrillweibchen; sie entstehen nie vor der ersten Schwangerschaft. Die sogenannte Schürze ist eine wirkliche Vergrößerung der innern Schaamlippen, und kein eigenes Organ; es ist ursprüngliche Bildungsabweichung, und keine Annäherung an die Affenbildung, da die Nymphen oder innern Schaamlefzen bei Affen sehr klein sind. Die vordere und hintere Ellenbogengrube hängen durch eine Oeffnung zusammen, wie bei mehreren Affen (Pongo), allen Hunden, und einigen andern Fleischfressern. Dieses Durchbohrtseyn der Ellenbogengrube haben aber auch die Guanchen, die alten Bewohner der canarischen Inseln, welche bekanntlich zur caucasischen Raçe gehören. Der Kopf vereinigt auffallend Neger- und Kalmükenbildung; die Schneidezähne stehen schiefer, das Hinterhauptsloch ist größer als bei den übrigen Menschenschädeln — ebenfalls eine Thierähnlichkeit. In wie weit nun diese Merkmale, welche bis jetzt blos an einzelnen beobachtet worden sind, allen

Buschmännern eigenthümlich sind, muß erst noch weiter bestimmt werden, um gültige Schlüsse ziehen zu können. Sie sind sehr beweglich und gewandt, und springen von Fels zu Fels, wie die Antilopen; die dürren Schenkel, das plumpe Kniegelenk und die wadenlosen Beine geben ihnen einen häßlichen Anblick. Ihre Nase ist platt, die Kiefer groß, das Kinn vorspringend, die Augen lebhaft, stechend. Das weibliche Geschlecht hat sehr vorspringende Bäuche, große, schlaffe und hängende Brüste. Sie werden von 4 Fuß bis 4 Fuß und 6 Zoll groß. Wie sie in ihrer physischen Bildung die am tiefsten stehende Menschenraçe sind, so sind sie es auch in ihrem moralischen Charakter. Gleichwohl haben auch sie sich für das Christenthum und für eine höhere Cultur empfänglich gezeigt.

Das Kaffervolk theilt sich in vier Hauptstämme, welche ursprünglich aber nur Einer Volksfamilie angehörten. 1) die Amakoosa-Stämme, der Cap-Colonie am nächsten; 2) die Amatembu-Stämme, gewöhnlich Tambukis genannt; 3) die Amaponda-Stämme, gewöhnlich Mambukis genannt; und 4) die Zulah-Stämme, hauptsächlich um Natal wohnend bis zur Delagoabucht hinauf, und landeinwärts bis zu den Quellen des Orangeflusses und zum Betjuanenlande hin ausgedehnt.

Seiner bürgerlichen Beschaffenheit nach stellt das Kaffervolk einen sehr schönen und gut gebauten Menschenschlag dar; Viele von ihnen sind schlank gewachsen, stark und sehr kräftig, wie auch ihre ganze Lebensweise ein festes Benehmen, ein freies männliches Wesen beurkundet. Männer mit sechs Fuß sind nicht selten; höchst sparsam sind krüppelhafte Gestalten. Ihre Nahrung ist einfach, sie wissen nichts von berauschenden Getränken; ihre Atmosphäre ist gesund; wollüstig sind auch sie. Die Hautfarbe ist ziemlich schwarz, doch hat der Kaffer mit dem Afrikanischen Neger nur die Hautfarbe gemein, denn seine Gesichtsbildung kann der schönsten europäischen Gestalt beigezählt werden. Das weibliche Geschlecht ist klein, der Körperbau stark gegliedert, unbehülflich; es ist gutmüthig, heiter; das Schaamgefühl ist ihm aber unbekannt.

Die Amakoosa-Stämme haben einen schönen und kräftigen Körperbau und ein schönes Ebenmaaß der Glieder; sie

sind schlank, gewöhnlich 5 Fuß, 6 — 9 Zoll groß. Das Gesicht ist wohl proportionirt, die Nase vorspringend wie bei den Europäern; die Weiber sind schön aber kleiner; die Farbe ist braun oder dunkelgelbschwarz, das Haar schwarz und wollig. In ihnen sind gleichsam die drei Hauptvarietäten der Menschheit vereinigt, indem sie sich durch die hohe Stirne und vorragende Nase den Europäern, durch die dicken Lippen den Negern, und durch die starken Backenknochen den Mongolen nähern. Ihr Bartwuchs ist stärker als bei den Hottentotten.

Die Betjuanen besitzen ein großes Gebiet, und gehören unstrittig zum Kaffergeschlecht, scheinen aber an Wuchs und Körperkraft den Kaffern nachzustehen, übertreffen sie jedoch an Kultur und Kunstfertigkeit; sie sind bronzefarbig, andere wieder heller.

Die Tambukis sind ein den Kaffern verwandter Volksstamm; die Weiber sind durchgängig tattowirt; ihre Haare kräuseln sie künstlich mit einer Art von Pomade aus rother Thonerde und Fett.

Die Zulah-Stämme oder die Bewohner um Cap Natal haben im Allgemeinen dieselben Sitten und Gewohnheiten wie die Kaffern, nur daß die Beschneidung nicht unter ihnen eingeführt ist. Sie sind von mittlerer Größe, wohlgebaut, mit ovalen Gesichtern, weder platten noch vorspringenden Nasen, schwarzer Hautfarbe, krausem Haar, weißen Zähnen und anmuthigem Aussehen.

Zu Tausenden wohnen im Kafferlande umher zerstreut die Fingus (Fing-Bettler); es ist ein Zusammenwurf von verschiedenen Nationen von Afrika. Sie besitzen nur eigenthümlichen Grund und Boden zwischen dem großen Fischflusse und dem Keiskama.

Die Mambukis sind ein mit dem Kaffervolk nahe verwandter, mächtiger Volksstamm. Nördlich vom Orangeflusse bilden die Griquas einen mächtigen Volksstamm Südafrika's, der mit den Buschmännern und Corannas in vielfacher Berührung steht. — Im Nordost vom Buschmannslande wohnen die gutmüthigen Bukakaings. Unter ihnen sind die Hunde sehr klein, schüchtern, mit sehr kurzen Haaren. Ferner die Matabalis, ein zahlreicher Volksstamm, an den Ufern des

Caledon-Flusses, in Kleidung, Sprache und Sitte den Kaffern im Osten vollkommen ähnlich; sie haben übrigens keine bleibende Stätte. Ferner die Baschutus, die sichtbar den Betjuanen-Stämmen angehören. — Am meisten nördlich von den Kaffern wohnen die Macquini; sie haben ihre Sitze an der Küste von Sofala und Monomotapa. — Auch die Bewohner von Mozambique sind Kafferstämme; überhaupt alle Einwohner der Ostküste von Afrika, südlich von Quiloa. — Im Innern des Landes wohnen Neger; hinter der Küste von Mozambique wohnen die Monjou, ein häßliches Negervolk mit dunkelschwarzer Haut, wolligem Haar, hohen Kiefern und dicken Lippen.

So wechselt nun auch bei den Kaffernstämmen die Farbe von der helleren Hottentottenfarbe bis zum Schwarz der Guineaneger.

Die Bewohner von Congo.

Verschiedene Negerstämme, welche eine Sprache reden, die aber wieder in mehrere Dialecte zerfällt, wohnen auf der Westküste von Afrika, südlich vom Aequator, vom Cap Negro an bis hinauf nach Loangho.

Die Congoer sind gewöhnlich von mittlerer Größe; nicht selten bemerkt man unter ihnen europäische und arabische Gesichter; ihr Haar ist im Allgemeinen schwarz und fein gelockt, bei Manchen dunkelröthlich; die Augen sind in der Regel lebhaft schwarz, zuweilen dunkelmeergrün; sie haben weder Platschnasen noch dicke Lippen wie die andern Neger; ihre Hautfarbe ist schwarz, aber nicht bei allen gleichmäßig; denn einige sind dunkelbraun, andere schwärzlich roth, und wieder andere olivenfarb.

Zwischen der Congosprache und den östlichen afrikanischen Dialecten, der Sprache der Kaffern, der Idiome von Mozambique und Delagoabai besteht eine Verwandtschaft, welche beweist, daß wahrscheinlich in früherer Zeit alle diese Nationen innig verbunden waren.

Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß die verschiedenen Bildungen unter diesen Völkern — indem einige Stämme mehr europäische, andere mehr arabische, andere mehr portugiesische

Formen haben — nur verschiedene Grade der Abweichung in einem und demselben Stamme sind.

Indem wir die Nationen Afrika's an uns vorüberziehen ließen, konnte es nicht unbemerkt bleiben, daß eine Grundbildung durch die entferntesten Völker geht, und daß man überall Andeutungen einer wechselseitigen ursprünglichen Verwandtschaft findet, sey es auch, daß manche Züge, welche hier hervortreten, dort wieder verwischt sind. Während im Süden vielfache Züge an die Formen der Völker Asien's von Mongolischer Raçe erinnern, zeigen die dunkelgefärbten Nordafrikaner fast durchgehends europäische Bildung, und eine Verschmelzung der europäischen Bildung mit der der Neger tritt uns im Innern und an der Westküste unter den eigentlichen Negervölkern entgegen.

III.

Amerikanische Völker.

In den mächtigen Ländergebieten Amerika's wohnen eine Menge Völker, welche wiederum in vielfache Zweige zerfallen, die aber alle ein gemeinsames Band des physischen Baues und der Sprache wechselseitig verbindet. Es ist wahr, daß die einzelnen Völkerschaften besonders in Statur und Gesichtszügen vielfach von einander abweichen, gleichwohl findet aber ein Grundcharakter bei Allen statt. „Wir haben, sagt Humboldt, bei aller Verschiedenheit der Völker den mongolischen Typus in den meisten Bewohnern von Nord-, Ost- und Mittelasien wieder gefunden. Dieser gemeinschaftliche Typus der Organisation spricht sich in mehrfacher Hinsicht auch hier aus. Die Indianer von Neuspanien gleichen im Ganzen denen von Canada, Florida, Peru und Brasilien. Die Farbe gleich bräunlich und kupferfarbig, die Haare schlicht und glatt, wenig Bart, untersetzte Statur, länglichte Augen mit gegen die Schläfe emporgerichtetem Winkel; stark hervorragende Backenknochen, breite Lippen und im Munde ein Ausdruck von Sanftmuth, welcher gegen ihren finstern, ernsten Blick sehr absticht — dieß sind ihre allgemeinen, äußre Kennzeichen."

Vielseitig wurden die amerikanischen Nationen betrachtet; alle Beobachter aber stimmen darin mit einander überein, daß die Bildung der Amerikaner der der Mongolen höchst ähnlich sey; und wirklich sprechen für diese Ansicht die hervorspringenden Jochbeine, die eigenthümliche Richtung der Augen, das Haar und der geringe Bart, sowie die mehr viereckige Form des Schädels, welcher von vorn nach hinten und von einer Seite zur andern gleich breit ist.

Wenn wir auch den ersten Ursprung der Bewohner Amerika's nicht nachweisen können, so ist doch schon nach dem physischen Bau sehr wahrscheinlich, daß die Urbewohner Amerika's von einem gemeinschaftlichen Stamme entsprangen, dessen asiatische Abkunft zwar keineswegs mit Gewißheit behauptet werden kann, aber doch nach der unbestreitbaren Aehnlichkeit mit den mongolischen Völkerschaften sehr wahrscheinlich ist. Diese Wahrscheinlichkeit wird noch erhöht, wenn wir bedenken, daß trotz der Mannigfaltigkeit der Sprachen im neuen Continent dennoch zwischen den verschiedenen Sprachen in Amerika eine Analogie in der innern Structur obwaltet. Nach Humboldt zeigt sich nämlich in den ausgebildetsten, wie in den rohesten Sprachen eine strenge Verwandtschaft in dem grammatischen Bau. Diese Analogie bestätigt auch Duponsam. Vater und Barton fanden unzweifelhafte Spuren von samojedischen Dialecten in außerordentlich großer Menge, und ersterer weist sogar eine Wortverwandtschaft zwischen Nordasien und Nordamerika nach.

Nordwestamerikaner.

Mexikaner.

Wer die ersten Bewohner des alten Mexico waren, ist unbekannt; wir wissen blos, daß die im Jahre 648 von Nordwest dahin gezogenen Azteken, und die ihnen sprachverwandten Tulteken, Chichimeken, Nahualteken und Acolhuen, bereits andere Völker dort trafen. Diese Einwanderer besaßen einen hohen Grad von Cultur, so daß man annehmen muß, daß sie von einem Volke abstammen, welches selbst schon große Veränderungen in seinem gesellschaftlichen Zustande erfahren hatte. Humboldt meint, daß die Azteken wohl ein Theil der Hiognus

seyn könnten; welche, nach den chinesischen Geschichtsbüchern, unter ihrem Anführer Punon ausgewandert sind, und sich im Norden von Sibirien verloren haben; ein Theil derselben Nation, welche unter dem Namen der Hunnen, Ostasien und Europa überschwemmte.

Durch die hieroglyphischen Gemälde der Azteken ist uns das Andenken an die Hauptepochen der großen amerikanischen Völkerwanderung überliefert worden; sie hat einige Aehnlichkeit mit derjenigen, welche Europa im fünften Jahrhunderte in einen Zustand von Barbarei gestürzt hat. — Die Tulteken oder Azteken führten den Mais oder Baumwollenbau ein, legten Städte und Straßen an, und errichteten große Pyramiden, deren Steine genau nach den Himmelsgegenden gerichtet stehen. Sie kannten den Gebrauch der hieroglyphischen Gemälde, wußten Metalle zu gießen, und hatten ein weit vollkommeneres Sonnenjahr als die Griechen und Römer.

Die Mexicaner sind wohl gebaut, von mittlerer Statur, erreichen gewöhnlich ein hohes Alter, und zeigen in demselben viel seltener als die Mohren ein weißes Haar, auch runzelt sich ihre Haut im Alter wenig. Selten findet man unter ihnen Mißbildungen. Sie zeichnen sich aus durch einen sehr scharfen Gefühlssinn; ihre Augen sind schwarz, ihre Zähne schön, weiß; sie haben dicke, schwarze, glatte Haare, dünne Bärte, und sind gewöhnlich an Armen und Beinen unbehaart. Nach Humboldt haben die Neuspanier eine weit dunkler braune Hautfarbe, als die Bewohner der heißesten Länder des südlichen Amerika's. Auch die mittäglicheren Völker in der caucasischen Raçe haben eine weit minder weiße Haut, als die nördlichen. Auch die Joloff's in Afrika sind schwärzer, als die unter dem Aequator, an der heißen Küste von Guinea wohnenden Nationen, und die Schottländer haben in der Regel eine dunklere Hautfarbe als die Engländer und die Norddeutschen.

Die Californier sollen nach Vancouver eine der elendesten Menschenraçen seyn; sie bilden mehrere Stämme mit verschiedenen Sprachen. Sie haben eine dunklere Hautfarbe als die übrigen Bewohner von Amerika, und kommen in dieser Beziehung den Negern in Westindien nahe, aber ihr Haar ist stark und lang; das Kinn ist ziemlich stark behaart, die Ohren

sind gewöhnlich, die Zähne schön, die Lippen dick, die Nase kurz, und die Stirne niedrig. Nach Kotzebue sind diese Indianer häßlich, dumm und wild, gutgewachsen, ziemlich lang und von schwarzbrauner Farbe. Sie haben viel Negerhaftes, unterscheiden sich von denselben aber durch ihr sehr langes, glattes und pechschwarzes Haar.

Die Indianer von Neu-Albion, Neu-Cornwall und Neu-Norfolk auf der Nordwestküste, nördlich von Californien, reden Sprachen, welche theils unter sich, theils mit den aztekischen oder altmexicanischen verwandt sind.

Sowohl dem Bau als der Sprache nach bilden eine besondere Gruppe die Indianer um Nootka; sie sind unter mittlerer Größe, ziemlich breit und dick. Ihre Haut ist weiß, aber stets beschmutzt; ihr Gesicht ist breit und dick, die Stirne niedrig, die Nase platt, die Augen klein, schwarz, schmelzend, der Mund ist rund umgeben von breiten, dicken Lippen; die Zähne sind nicht besonders weiß, die Kiefer sind vorspringend, der Bart ist sparsam, wächst erst im vorgerückteren Alter; der Nacken ist kurz, Leib und Arme sind plump, die Füße breit und schlecht geformt.

Die Koliuschen haben in Folge der Sonnenhitze eine sehr dunkle Hautfarbe, denn ihre Kinder werden so weiß geboren wie die europäischen; sie sind von mittlerer Größe.

Die Bewohner von Neu-Norfolk sind gut gebaut, von mittlerer Größe, haben gerade Glieder, eine weiße Hautfarbe, schön gebogene Augenbraunen und schwarze funkelnde Augen. Die Frauen sind wirklich schön zu nennen. Ihre Sprache hat viele Aehnlichkeit mit der der Koliuschen.

Nordamerikaner.

Eskimos.

Im physischen Bau stimmen alle Eskimos mit einander überein, und weichen nur durch geringe Modificationen des Dialects von einander ab. Sie haben mit den Samojeden des nördlichen Asiens die größte Aehnlichkeit, und scheinen mit denselben zu einem Stamm zu gehören. Nach Blumenbach hält der Schädel der Eskimos im Bau das Mittel zwischen der Bildung bei den Mongolen und den übrigen Amerikanern.

Sie sind klein von Statur, von gelblicher Gesichtsfarbe, gutmüthig, verträglich, munter und zufrieden, haben eine große Liebe zu ihren Kindern, und sind gegen Fremde gastfreundlich und zuvorkommend. Sie bewohnen den äußersten Norden von Amerika, mit Einschluß von Grönland, fast bis zum 80. Grad N. Breite.

Die Eskimos in Grönland werden weiß geboren; ihr Haar ist durchaus schwarz und lang, ihr Gesicht breit und platt; die Augen sind klein, schwarz und funkelnd; sie haben vorspringende Jochbeine, und runde, dicke Backen; die Nase ist nicht platt, aber klein und etwas vorspringend, der Mund klein und rund, die Unterlippe ist etwas dicker, als die obere.

Die Eskimos von Neu-Frankreich haben schwarze, zuweilen auch blonde Haare, einen starken Bart, und eine weiße Haut.

Die Eskimos von Labrador haben schwarze, gescheitelte, lang gelockte Haare; die Männer tragen einen Bart an Oberlippe und Kinn; sie sind sehr klein von Statur. Die Weiber sind wohlbeleibt, und messen von 4½ bis 4¾ Fuß.

Die Bewohner der vereinigten Staaten.

Die Indianerstämme, welche östlich vom Missisippi zerstreut umher wohnen, und zusammen an 130,000 Seelen zählen, zerfallen in verschiedene Stämme; die Indianerstämme zwischen dem westlichen Ufer des Missisippi und dem Felsengebirge (rocky moutains), zählen etwa 180,000 Seelen; endlich die Indianer, welche westlich vom Felsengebirge bis an die Ufer des stillen Oceans hin wohnen, betragen ungefähr 171,000 Seelen.

Alle diese Indianer theilen sich in etwa 260 besondere Stämme. Jeder Stamm redet zwar seine eigene Sprache; im äußern Bau, in Sitten und Gebräuchen aber unterscheiden sich diese verschiedenen Zweige wenig von einander; auch zeigen alle Dialecte eine gewisse Verwandtschaft unter einander. Obgleich die Geschichte dieser zahlreichen Indianerstämme in ein tiefes Dunkel gehüllt ist, so ist doch die Annahme einer frühen Bevölkerung dieses Erdtheils von Asien aus sehr wahrscheinlich.

Es dürfte genügen, einige dieser zahlreichen Völkerstämme zu beschreiben.

Die Chippewäer im Nordwesten, Bewohner der Fel-

sengebirge, sind im Allgemeinen schmal und mager, aber groß und gerade, selten mißgestaltet, mit kupferfarbener Haut, grossen und schwarzen Augen, schwarzem Haar, guten Zähnen, hervortretenden Jochbeinen. Am ganzen Körper reißen sie ihre Haare aus.

Die Knistineouk's und andere Zweige der Algonkinraçe in Canada, sind von mittlerer Größe, wohlproportionirt, und sehr lebendig. Ihre Hautfarbe ist rothbraun, das Haar schwarz wie bei allen Nordamerikanern, die Augen schwarz, durchdringend; die Weiber schön. Obwohl sie in sehr kalten Climaten wohnen, haben sie dennoch eine so dunkle Farbe, als die unter wärmeren Breiten wohnenden Indianer.

Die Potowatomi im Süden des See Michigan sind meist wohlproportionirt, sehr stark und beweglich, werden im Durchschnitte 5 Fuß 8 Zoll groß, haben weiße, aber nicht sehr regelmäßige Zähne, und gewöhnlich eine schwache Stimme. Die neugebornen Kinder sind roth, nach einigen Jahren aber sind sie gelb.

Die Tscherokeesen, Tschoktaus, Creeks und Semniolen von Florida sind groß und gerade gebaut, ihre Gesichtszüge regelmäßig, ihre Haltung würdevoll; die Augen klein, sehr lebhaft, und voll Feuer; die Regenbogenhaut ist immer schwarz, die Nase geneigt zur Adlernase; die Farbe ist kupferfarben, das Haar lang, grob, glänzend rabenschwarz; die Weiber sind zart, schlank, symmetrisch gebaut, und haben angenehme Züge.

Die Tscherokeesen im Westen nehmen ein großes Gebiet ein, vom obern Missuri bis an die Arkansas und zum Gebiet der Osagen; noch wohnt ein großer Theil dieses Stamms in Georgien; ihre Zahl beläuft sich auf etwa 11,000 Seelen. Sie sind stark, über 6 Fuß groß, ihre Farbe ist heller, etwas olivenfarb; die Weiber sind oft sehr schön. Es ist merkwürdig, daß die Tscherokeesen, welche doch in den südlichen Districten dieses Theiles von Amerika wohnen, heller von Farbe sind als viele nördlichen Nationen, und namentlich als die stammverwandten Creeks. Diese verschiedene Beschaffenheit der Völker von Florida mag ihren Grund zum Theil haben in dem Umstande, daß die Tscherokeesen die gesunden, hohen Bergreviere

bewohnen, während die Creeks die niedrigen, morastigen und heißen Gegenden eingenommen haben. — Dieselben Gebiete, wie die Tscherokeesen, bewohnen auch die Tschoktaus (Cboktaws) zwischen dem Red- und dem Arkansas-Flusse, mit etwa 25,000 Seelen. — Die Creeks-Indianer aber sind sowohl im Staate Georgien, als im Staate Alabama, etwa 20,000 Seelen stark, haben feste Wohnsitze, und in der Civilisation nicht geringe Fortschritte gemacht.

Die Indianer im Innern, um den Missuri, sind heller roth, als viele östliche Stämme; sie sind groß und schön gebaut, haben ein schwarzes, glänzendes, dicht stehendes Kopfhaar, einen schwachen Bartwuchs.

Westlich vom See Michigan sind die Menomonier, gutgewachsene, schöne, gewöhnlich große und starke Leute; die Frauen sind häßlich. In den höheren Gegenden haben sie eine hellere Farbe, als in den niedergelegenen.

Weniger groß sind die Indianer um die Quellen des Patte, Arkanse und rothen Flusses; sie haben breite Gesichter, römisch gebildete Nasen; aber die Richtung des Augs, die vorspringenden Backenknochen, die Gestalt der Lippen, Zähne und die zurückweichende Stirne geben ihnen den Amerikanischen Charakter. Man trifft unter ihnen Menschen von gelben Haaren. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd.

In den Felsengebirgen fand Mackenzin eine Nation von schwarzgelber Farbe, mit grauen Augen und dunkelbraunem Haar.

Erlauben wir uns einen Ueberblick über die Völker von Nord- und West-Amerika, so finden wir bei ihnen das allgemeine Gepräge des Amerikanischen Charakters mit besondern Modificationen; der Mongolische Charakter erscheint in dieser Reihe mehr in den Hintergrund gestellt. Wir finden eine mittlere und große Statur, ein schönes Ebenmaaß, gutgebaute Hände und Füße; vorstehende Backenknochen, Habichtsnasen, ein schlichtes, schwarzes, glänzend-glattes, und doch grobes Haar; endlich geht die Kupferfarbe mit verschiedenen Nüançen ins Weiße und Olivenfarbene oder Gelbe.

Südamerikaner.

Die Völker nördlich und südlich vom Orinoco scheinen der Sprache nach zu einer Familie zu gehören. Ausgezeichnet durch gigantischen Wuchs sind die Caraiben in Cumana und in den Ebenen nordöstlich von den Quellen des Orinoco. Ueberhaupt haben die meisten der dort wohnenden Völker geregelte Gesichtszüge, und sind schön; die Farbe ist meist hell. Die Worranen zwischen dem Demerary und Surinam, sind dunkler gefärbt; das Haar ist stark und sehr dunkelschwarz. Humboldt fand die Völker von Rio Negro weit dunkler braun, als die von Nieder-Orinoco, obgleich die Ufer des ersteren Flusses ein weit frischeres Clima genießen, als die nördlicheren Gegenden. — In den Wäldern der Gujana, besonders gegen die Quellen des Orinoco hin, leben mehrere ziemlich weiße Stämme. — Die Chaymas haben gleichfalls die Amerikanische Form mit Ausnahme der Nasenform; diese ist nämlich lang, vorspringend, die Nasenlöcher nach unten gerichtet, wie bei der caucasischen Raçe; sie sehen nicht kupferfarben aus, sondern dunkelbraun, ins Schwarzgelbe fallend; Augen und Augenbraunen sind schwarz oder dunkelbraun. Sie sind stark, sehr breitschulterig, und werden gewöhnlich 5 Fuß 2 Zoll groß. — Noch wohnen um den Oronoco Menschen von weißer Gesichtsfarbe, die aber blos eine Höhe von 4 Fuß erreichen.

Die Bewohner von Peru haben einen wohl proportionirten Körper, gut geformte Gliedmaßen, und kleine Füße. Sie sind eher klein als groß, und sind geneigt zum Dickwerden. Sie erreichen ein hohes Alter; man hat sogar Beispiele von 143 Jahren. Ihre Hautfarbe ist kupferfarben, die Stirne niedrig, die Augen klein und schwarz, die Nase klein, der Mund von mittlerer Größe, die Zähne schön, das Gesicht rund; das bartlose Kinn bebartet sich erst im Alter; die Haare sind steiff, glatt und schwarz. In diesem Ländergebiet wohnten, ehe die Spanier nach Amerika kamen, die mächtigen und gebildeten Incas; sie hatten eine sehr liebliche, harmonische und sehr ausgebildete Sprache.

Brasilien's Bewohner.

Die Zahl der Völkerschaften in Brasiliens höchst üppigen

Ländermassen ist sehr groß; Gutsmuths schätzt sie auf 158 Nationen; allein nur die wenigsten der Indianerstämme kennen wir, weil sich dieselben in die Urwälder geflüchtet; sie sind uns blos unter dem allgemeinen Namen der Tapuyas bekannt. Allerdings weichen die Sitten, Gebräuche und Sprachen der jetzt civilisirten Küstenbewohner und der Wilden im Innern sehr von einander ab, — was nach Gutsmuths seinen Grund nicht in der Civilisirung haben kann, sondern in der Abstammung — gleichwohl zeigen Alle dieselbe Amerikanische Aehnlichkeit der Leibesbeschaffenheit. Die Indianerstämme im Innern ändern sich ungemein rasch in Sitten, selbst in körperlicher Bildung und in Sprache; Stämme, die heute zusammengehörten, sich aber trennen, erleiden in diesen Beziehungen so unglaubliche Veränderungen, so daß sie sich schon nach kurzer Zeit selbst nicht mehr verstehen. Die untersetzte, starke Statur ist aber Allen eigenthümlich. Die Indianer in Minas haben ein schmales Gesäß, eine affenähnliche Zuspitzung dieses Körpertheils. Ihre Gesichter sind rund, die Backenknochen vortretend, die Augen schwarz, oft schief stehend nach mongolischer Art. Bartlosigkeit trifft man nirgends, manche haben sogar Schnurrbärte. Das Kopfhaar ist schlicht, lang, hart und ganz schwarz. Die Weiber in Minas sind sehr klein. — Die östlichen Völkerschaften fand Eschwege nur gelbbraun und röthlich; die Kinder kommen so zur Welt. — Die Botokuden sind nach Auguste St. Hilaire den Mongolen sehr ähnlich; sie haben breite, vorstehende Backenknochen, kleine, schwarze, lebhafte Augen, ein schlichtes schwarzes Kopfhaar, und sind röthlichgelb, während Manche fast weiß sind mit röthlichen Backen. — Die Puris haben runde Gesichter, stumpfe Nasen und große Augen. — Die Coropos haben ein dreieckiges Gesicht.

Die Coroados haben ein jüdisches Gesicht mit geraden, zuweilen unterwärts gekrümmten Nasen, mit kleinen, oben gerade geschlitzten Augen.

Die Bewohner von Paraguay.

In Paraguay und einem Theile von Brasilien wohnen die Guarani; sie haben viel Mongolisches in ihrer Bildung. Die Hautfarbe ist gelblichbraun, etwas kupferfarben; die Kinder sind

bei der Geburt weißlichgelb, nehmen aber schon in wenigen Wochen die Farbe der Erwachsenen an. Den Wangen fehlt die Röthe; Augen und Haare sind schwärzlichbraun, die Zähne klein und weiß; die Augen liegen tief; die Augenliedöffnung ist klein, läuft zuweilen, wie bei den Chinesen, schief von aussen und oben nach innen und unten; der Augenbraunbogen tritt stark hervor; die Backenknochen sind groß, hervorragend und seitwärts ausgedehnt. Die Nase erhebt sich wie beim Europäer, ist aber am Ende breit und stumpf; die Nasenbeine sind groß, der Mund weit, die Lippen dünn, die Oberlippe vorspringend; die Unterkinnlade ist hoch, das Kinn breit, die Ohren gewöhnlich klein. Die Gesichtszüge sind grob und stark; das Gesicht ist mehr kreisförmig als oval, ziemlich flach; die niedrige und schmale Stirne läuft gewöhnlich mehr oder weniger rückwärts; der Kopf ist klein und breit; Arme und Beine sind kurz und dick; Hände und Füße kurz, aber breit. Sie erreichen selten eine Größe von 5 Fuß; den Bart raufen sie sich aus. In der Regel ist das weibliche Geschlecht kleiner und runder in seinen Formen.

In Paraguay wohnten auch zur Zeit, als die Spanier dorthin kamen, die Payaguas; ihre Hautfarbe ist lichtgelblichbraun, ins Kupferrothe fallend; sie haben einen kleinen und runden Kopf, und sind gewöhnlich 5 Fuß 2 bis 5 Zoll groß. — Etwa 130 Jahre nach der Entdeckung von Paraguay siedelten sich daselbst die Mbayas und die Guana an. Erstere erreichen eine Größe von 5 Fuß 5 bis 6 Zoll, sind schön, kräftig und regelmäßig gebaut; die Hautfarbe ist mehr kupferroth; das Gesicht ist weniger flach, mehr oval. Die Weiber haben kleine Hände und Füße. Die Guanas sind den Mbayas ähnlich in Beziehung auf Größe, Stärke und Gesichtsform; ihre Nasen und Backenbeine sind aber breiter; auch haben sie große Hände und Füße.

Vergleicht man den Indianer von Paraguay mit andern Menschenraçen und Stämmen, namentlich aber mit dem Europäer, so ergibt sich, daß er einen größeren Gesichtstheil und einen kleineren Schädeltheil hat als der Europäer. Der Gesichtswinkel übersteigt niemals 75 Grade, und es nähert sich somit der Schädel sehr dem Affenschädel. Er ist zwar weniger stark

als der Europäer, aber gewandter, ausdauernder, weniger empfindlich. Der Indianer wird alt, und mit dem Alter immer magerer; die Zähne fallen nicht leicht aus. Gewöhnlich ist er ernst und düster; hat sehr feine Sinne, so daß z. B. der Tastsinn selbst in den Füßen entwickelt ist.

Die Einwohner von Chili.

Die Moluchen in Chili bewohnen beide Seiten der Cordilleren von Chili, an den Grenzen von Peru bis zur Magellansstraße. Man kann drei verschiedene Nationen unterscheiden: die Picunchen, die Pehuenchen und die Huillichen. Die Bewohner der Ebene haben eine gute Natur; die Gebirgsbewohner sind groß; beide haben regelmäßige Züge; manche haben dicke Bärte. Die Hautfarbe ist gewöhnlich röthlich braun, ins Weiße fallend, oft sehr hell; das Gesicht ist rund; die Augen sind klein, lebhaft, ausdrucksvoll, der Mund geregelt, die Zähne weiß, normal stehend, die Nase eher platt. In der Provinz Borca sind die Leute weiß und schön. Molina wies nach, wie grundlos die Behauptung sey, als ob eine Vermischung mit spanischem Blut statt gefunden hätte.

Die Pampas wohnen in weiten Ebenen östlich von Chili, und südlich von Buenos-Ayres; sie reden eine eigene Sprache, haben die Größe der Spanier, aber stärkere Glieder, einen mehr runden und dicken Kopf, kürzere Arme, und ein breites, ernstes Gesicht; ihre Haare sind lang und schwarz; ihre Hautfarbe ist nicht so dunkel, wie die der übrigen Indianer, sondern mehr gelblich.

Die Patagonier haben nicht die Größe, wie sie vielfach angenommen worden ist; sie sind nicht unter 5 Fuß 6 Zoll, und nicht über 5 Fuß 11 Zoll; man findet aber auch Größen von 6 Fuß 9 Zoll. Arme und Beine sind sehr lang, Hände und Füße sehr klein; die meisten haben aber einen außerordentlich starken Körperbau.

Die Feuerländer oder Pescherähs werden als ein gutmüthiges, friedliebendes Volk bezeichnet, das weder besonders thätig, noch stark oder schön ist, und selten über 5½ Fuß groß ist. Ihr Gesichtsausdruck ist geistlos, die Haut dunkelkupferfarben, das Haupthaar schwarz, schlicht und grob; Bart und Backenbart sind schwach, die Nase vorspringend, die Augen

mäßig groß und dunkel, der Mund ist groß, die Zähne sind klein, nicht weiß, aber regelmäßig; die Unterlippe ist dick. Für Kälte sind diese Menschen sehr empfindlich.

Die Inselbewohner im großen Weltmeere.

Das Inselmeer kann man in die ozeanische Gruppe (die Inseln des stillen Meeres) und in die polynesische Gruppe (der asiatische Archipel d. h. die Sundainseln, die Molukken, Philippinen und Neu-Guinea) theilen, um eine Uebersicht zu gewinnen. Die Bewohner der Südseeinseln lassen sich in zwei Classen bringen. Die einen sind mehr weiß, stark und wohlgebaut; die andern sind schwärzer, haben ein wolliges Haar und einen dünnen Körperbau. Im Innern der größeren Inseln leben rohe, barbarische Stämme von schwarzer Hautfarbe, während sich an den Küsten Nationen von schönerer Bildung, hellerer Farbe und weniger rohem Charakter angesiedelt haben. In eine weitere Abtheilung könnte man endlich die Bewohner Neu-Hollands und anderer Inseln bringen, deren wilder Charakter und schwarze Farbe sie zwar den Papus nahe bringt, deren Haar aber, welches statt wollig zu seyn, lang und steif ist, sie von den kraushaarigen Papus wieder unterscheidet.

Die Bewohner Australien's und der verschiedenen Inseln des großen Ozeans theilt Lesson auf folgende Weise ein: 1) Hindu-caucasische Raçe; Zweige derselben sind der Malayische und der Ozeanische. 2) Mongolische Raçe mit dem mongolisch-pelagischen oder carolinischen Zweig. 3) die schwarze Raçe mit dem Kafferisch-madagascarischen Zweig (Papuas in Neu-Guinea und auf den Papusinseln, Tasmanier auf Van Diemensland), und mit dem Zweig der Alfurus oder Haraforas (endemanische Raçe im Innern der großen Inseln Polynesiens und Neu-Guineas, und australische Raçe, auf dem ganzen Continent von Neu-Holland.)

Die Papuas und Alfuresen trifft man sowohl im Innern der Inseln des ostindischen Archipels, als auf den Inselgruppen Australiens; beide Bewohner sollen aber nur selten auf einer und derselben Insel vereint gefunden werden, indem vielmehr jede Art immer ihren eigenen Inselkreis bewohne, getrennt von einander und unvermischt lebend. In den großen südwestlichen Inselreihen Australien's hausen namentlich die negerar-

tigen Papuas, und auf den nordöstlichen Gruppen wohnen weit nach Westen verbreitet die Alfuren.

Die Papus oder Papuas wohnen namentlich in Neu-Guinea und den kleinen Inseln in der Nähe, Waigion, Sallawaty, Gammen und Battenta, auch in Louisiaden, Neu-Britannien, Neu-Irland, Santa Cruz, Salomon's Inseln, Neu-Caledonien, und einem Theil von Neu-Holland. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Kaffern auf Madagascar im physischen Bau; auch Gewohnheiten und Traditionen stimmen damit überein. Sie sind von mittlerer Größe, haben eine schwarze mit etwas Gelb gemischte Hautfarbe, regelmäßige, proportionirte Gliedmaßen, eine etwas aufgestülpte Nase mit breiten Nasenlöchern, eine hohe Stirne, vorstehende Backenknochen, dicke und lange Augenbraunen, ein kleines, wohlgebildetes Kinn, dünnen Bart, ein ziemlich wolligtes Haar, schwarz, sehr dick, aber nicht kurz, denn es hängt in Locken herab. Die Weiber sind gewöhnlich häßlich. Unter den dreierlei Völkerstämmen auf Madagascar (a. weiße Völker, arabischen Ursprungs; b. Weiße, die sich Nachkömmlinge Abrahams nennen, und alte Judengeschlechter seyn sollen; c. am zahlreichsten sind die Ureinwohner von schwarzer Farbe) sind negerartige Menschen von braungelber bis schwarzer Farbe und einer Gesichtsbildung ähnlich der Papuas.

Die Papus scheinen eine Uebergangsform von den Negern zu den Malayen zu bilden.

Die Alfuresen wohnen in den innern Gebirgsrevieren der Molukken, besonders Ceram, Philippinen und Neu-Guinea's, auch in Celibes, Borneo und Sumatra. Ein Theil von Neu-Holland ist von schlichthaarigen Schwarzen — verwandt mit den Alfarus — bewohnt. Sie unterscheiden sich von den Papuas besonders durch ihr schlichtes, langes Haar. Die Alfurus in der Nähe von Port Jakson sind zum Theil so schwarz, wie die afrikanischen Neger, zum Theil kupferfarben; sie haben kein wolliges, sondern wirkliches Haar; ihre Nasen sind platt mit weiten Nasenlöchern, tiefliegenden Augen überragt von dicken Augenbraunen, dicken Lippen, sehr weitem Mund, weissen Zähnen und zum Theil vorspringenden Kiefern.

Die Tasmanier auf Van Diemensland sind schwarz, aber

nicht so dunkel, als die afrikanischen Neger; ihr Haar ist vollkommen wollig, ihre Nasen breit und dick, der untere Gesichtstheil stark vorspringend, die Zähne ungleich, der Mund groß; sie tragen lange Bärte.

Fassen wir nun noch die einzelnen Inselgruppen näher ins Auge.

Die wilden Eingebornen von Neu-Holland haben in ihrem ganzen äußern Wesen mit der Gestalt des Afrikaners viel Uebereinstimmendes. Die im Norden lebenden sind wilder, als die im Süden wohnenden Haufen. Sowohl die Wilden in Neu-Süd-Wallis, als auf Van Diemensland verehren den wechselnden Mond. Sie sind träg, ausschweifend und in der Berauschung mordlustig; sonst sind sie gastfreundlich; ihre Farbe ist schwarz. Sie sind von kleiner Statur, von schwachem Körperbau, haben schwarze, aber nicht gekräuselte Haare; ihre Körperfarbe ist beinahe noch dunkler als bei den Guinea-Negern; sie gehen nackt, aber total beschmutzt; haben einen ungemein scharfen Gesichtssinn. Sie sind so außerordentlich träg, daß sie z. B. lieber das Dach abbrechen, um Holz zu Feuer zu erhalten, als ein paar Schritte vor die Thüre hinauszugehen, um solches aufzulesen. Eine Volkssage einer Sündfluth soll sich unter ihnen finden, wornach die Wasser über die Spitzen der blauen Berge hinüberzogen, und wo nur zwei Menschen auf einem großen Schiffe dem Verderben entgiengen.

Die wilden Schwarzen auf Neu-Süd-Wallis lieben ein wanderndes Leben; die Jünglinge legen ungezügeltes, träges, gedankenloses Wesen, Undankbarkeit, selbst höhnisches Betragen an den Tag. Sie haben einen so außerordentlich feinen Gesicht-, Gehör- und Geruchsinn, daß, wenn ihnen bei Nacht etwas entwendet worden ist, sie einem Spürhunde gleich dem Geruch und der Spur nachgehen, und sehr häufig den Dieb auffinden, selbst wenn dieser absichtlich auf den größten Umwegen mit seiner Beute davon lief.

Die Ureinwohner auf Van Diemensland, ein tief gesunkenes Menschengeschlecht, sind von den Bewohnern Neu-Hollands dadurch verschieden, daß sie gleich den Afrikanern ein wolliges Haar haben. Männer und Weiber sind von kleiner Statur; sie sehen aber besser aus als die Eingebornen in Neu-

Süd-Wallis. Ihre Gliedmaßen sind sehr klein; sie selbst sind hager und dürftig. Ihre Farbe ist fast so schwarz, wie bei den Afrikanern, sie haben flache Nasen und weite Nasenlöcher, tiefliegende Augen, umgeben von dichten Augenbraunen. Ihre Haare lassen sie nie lang wachsen; die Jünglinge binden gewöhnlich in ihre wolligten Haarlocken Vogelfedern u. a. m.

In Neu-Guinea wohnen viele besondere Volksstämme, die sich in Körperbau, Sitte und Sprache bedeutend von einander unterscheiden. Die größere Masse der Bevölkerung besteht aus Negern von riesenhafter Gestalt, dunkelgelber Farbe, mit hervorstehenden Augen, weitem Munde, niedergedrückter Nase, indeß ein großer wolliger Haarbüschel über ihre Stirne hängt. Manche derselben sind Cannibalen der wildesten Art, andere sind mild und gefällig gegen Fremde.

Auf den Timorinseln, und namentlich auf dem südlicheren Eilande Rotty, auf Simao, Dao u. a. — vulkanische bergige und waldreiche Eilande mit üppigem Pflanzenwuchs und glühender Hitze, deren sonderbare Thierwelt ihre Verwandtschaft mit Australien verkündet — wohnen außer unbändigen, stolzen Malayen die wilden feindlichen Urbewohner, Alforen, Papus, beherrscht von ihren Radschas, in den Gebirgen. Nicht selten machen die Papus Seeräuberzüge auf benachbarte Inseln bis Amboina und Ceram hin. Die Urbewohner auf der kleinen Insel Rotty sind nach Körper und Geist kräftiger als das umherliegende Malayenvolk.

Die Insel Buro, westlich von Banda, nebst den kleinen Inseln umher, sind ganz, zumal letztere, von den rohesten Alfurus bewohnt. Auf Buro selbst sind die Alfuren nicht so wild und gefährlich, als auf den andern Inseln, indem sie mit den Amboynesen Handel treiben, und angefangen haben, sich dem Landbau zu widmen. Ebenso sind Alfuren auf den Inseln Bonon, Maniba und auf Ceram. Trotz des mordlustigen Sinns der Alfuren schicken sie doch zum Theil ihre Kinder in christliche Schulen. Auf den Küsten der Molukkeninseln findet man auch kupferfarbene Menschen.

Das ganze Innere von Borneo, von der Nachbarschaft der nördlichsten Spitzen von Salatan bis nach Sulu im Süden, und von der Nähe von Pontiana im Westen bis nach

Coti im Osten, befindet sich im Besitze der Dayakken oder Alfuren. Die von Celebes eingewanderten Buggis sind ein unbändiges Geschlecht. Die Dayakken gelten als die Urbewohner; sie leben in steten Kriegen unter sich, und sind den Karens in Birmah so ähnlich, daß man fast an eine Einwanderung derselben denken muß; als rohe, unwissende Naturkinder haben sie gerade diejenige Bildungsstufe erstiegen, welche zwischen der Stufe beständig wandernder Wilden, wie die Indianer in Nordamerika sind, und der angesiedelten Wilden mitten inne liegt. Sie bleiben nur etliche Jahre auf demselben Platze, weil sie nur einmal auf demselben Felde ihren Reis anbauen und erndten, und dann wieder neue Wälder zu lichten genöthigt sind. Sie besitzen kaum eine Religion, gehorchen ihren Häuptlingen, und die Familien eines Stammes leben unter sich in Frieden; gegen Fremde sind sie freundlich. Die abgefleischten Menschenschädel, die in angesehenen Häusern aufgestellt sind, erinnern an Grausamkeit. Sie sind von dunkelbrauner Farbe und langhaarig. Sie theilen sich in zahlreiche Stämme; sämmtliche Stämme aber sollen einander in Volkssitte, Gewohnheiten und äußerem Aussehen sehr ähnlich seyn. In Hinsicht auf körperliche Schönheit, Kraft und Behendigkeit der Muskeln, so wie eines ungezähmten Muthes und trotziger Beharrlichkeit nehmen sie eine der ersten Stellen ein. Sie sind Barbaren weit mehr noch, als die amerikanischen Indianer, die Caraiben und Neuseeländer; das Morden ist ihre Herzenslust.

Auf Celebes wohnen im Süden, die Buggesen und die Macassar oder Mengasar-Stämme an den Küsten; erstere sind gewandte rüstige Seefahrer, furchtbare Seeräuber, letztere sind ein plumper Menschenschlag; beide sind strenge Moslemen, und reden verschiedene Mundarten derselben Sprache. Sie sind klein, von gelblicher Farbe, in ihrer Gesichtsbildung ähnlich den Chinesen und Tartaren. Die bergigen Kantone im Innern bewohnen auch hier die Dayakken oder Alfurus; sie sind in physischem Bau und in Volkssitten den Dayakken auf Borneo vollkommen ähnlich. Sie sind dieselben Liebhaber des Kopfabhauens, wie die auf Borneo. Die Erlernung der Alforasprache mit ihrer großen Zahl von Mundarten bietet große Schwierigkeiten dar.

Auch auf den Philippinen trifft man Dayakken oder Afuren; aber auch Neger von kleiner Statur, mit aufgeworfenen Lippen, schwarzer Farbe und wolligem Haar. Sie bringen ihr Leben in Schmutz träge dahin. Sobann sind hier starke, wohlgebaute Stämme von lichter, ins Kupferfarbene spielender Färbung.

Die Javanesen, deren uralte Bild- und Bauwerke eine frühere Cultur des javanischen Volkes verkündigen, erinnern durch ihre Gesichtsbildung an die Papuas und Buggis, die jedoch eine Vermischung mit Malayen, Arabern und Hindus verräth. Auch die Sprache Java's ist ein Gemisch von Sanskrit, Malayisch und der alten Sundasprache. Gleichwohl ist die Gestalt des Javaner's edler, als die des Malayen; er zeigt Gewandtheit, Zartheit und Würde, ein freies Wesen und Zugänglichkeit. Die eigentlichen Javaner sind von kaum mittlerer Größe, wohlgebaut, Stellung und Richtung der Augen haben Aehnlichkeit mit der Bildung bei den Chinesen oder Tartaren; die Augen sind dunkel, die Nase ist klein und etwas platt, die Lippen groß, der Mund wohlgebildet, die Kiefer vorspringend, das Haupthaar lang und schwarz, zuweilen in Locken; die Physiognomie hat etwas Nachdenkendes; sie sind eher gelb als kupferfarbig oder schwärzlich. Das Sunda-Volk der Gebirge ist etwas kleiner, aber stärker, kühner und lebhafter als die Küstenbewohner.

Auf Sumatra finden sich mehrere Völkerstämme. Im Norden wohnen die Batta's, und im Süden des innern Berglandes die Lampungs und die Redschangs. Die Batta's sind kleiner, schöner und von hellerer Hautfarbe als die Malayen; sie lieben besonders das Pferdefleisch. Sie haben eine eigenthümliche Verfassung, zählen etwa eine halbe Million Seelen, können zur Hälfte lesen und schreiben, was um so merkwürdiger ist, als man dieses Volk des Cannibalismus zeiht; sie sind gastfrei und feiner gesittet als die Küstenbewohner. Die Battasprache ist nahe verwandt mit der Malayischen.

Die Bewohner der Batunilande bei Sumatra sind schlanker, athletischer, lichterbraun als der Malaye.

Die Mädchen auf der nahe gelegenen Insel Nies werden oft schon im siebenten Jahre Mütter.

Nach allem diesem kann man sagen, daß die Papus, Alfurus und die Tasmanier die Repräsentanten der Neger in der Südsee sind; sie haben mit den Bewohnern von Afrika große Aehnlichkeit.

Die Malayen sind die handeltreibenden Volksstämme an verschiedenen Küsten des indischen Archipels. Sie finden sich besonders auf Malacca; ihr wahrscheinlicher Ursitz ist die gesunde Landschaft zu Menangkabao auf Sumatra, von wo sie zuerst wegen Uebervölkerung auf die Malayische Halbinsel ausgewandert sind, sodann auf den Küsten der Sunda-Inseln, auf den Molukken und Philippinen. Blumenbach hält sie für eine eigene Raçe, Lesson aber blos für einen Zweig der Hindu-caucasischen Raçe, gemischt mit mongolischem Blute; er läßt sie ursprünglich aus der Tartarei oder aus Awa abstammen. Die Malayische Sprache ist Handels- und Conversationssprache in jenem Meere.

Die Malayen haben je nach den verschiedenen Eilanden und in Folge vielfacher Vermischungen einen verschiedenen Typus. Die eigentlichen Malayen werden 5 Fuß, 3 bis 4 Zoll groß, und wechseln in der Farbe vom Orangengelb zum Kupferfarbenen und Braunen. Die Malayen auf Sumatra schildert Marsden unter mittlerer Größe, aber wohl proportionirt, und mit schlankem Gliederbau, mit schwarzen Haaren und Augen, deren Weiber häufig äußerst ähnlich den Chinesen seyen. Die höheren Classen, welche sich der Sonne nicht aussetzen, sind gewissermaßen schön, und haben einen hellen Teint; die übrigen Malayen sind gelb, färben sich aber loh- oder kupferfarben.

Die Bewohner der ozeanischen Inselgruppen.

Die ozeanische Raçe bewohnt Ur-, Feuer- und Madreporenland; die eigentlichen ozeanischen Inseln sind theils basaltisch, theils animalischer Bildung. Nach Lesson ist diese Menschenraçe schön und von hohem Wuchs; oft so groß und so weiß, als die caucasische Raçe. Derselbe Naturforscher hält sie ursprünglich für indische Schiffernationen vom Meerbusen Siam.

Die Neuseeländer sind ein wildes, kriegerisches Volk, von starkem, hohem Körperbau; ihre Farbe wechselt vom Schwarz

bis zum Gelblichen und Olivenfarbenen; sie haben dicke Lippen, aufgestülpte Nasen, zuweilen europäische Gesichtsbildung; das Haar ist schwarz und steif, zuweilen braun; beide Geschlechter tragen lange Haare, von denen ein kräftiger Locken auf dem Wirbel des Kopfs in einen Knoten gebunden ist. Sie punctiren sich im Gesicht und am Leib. So roh und cannibalisch auch der Neuseeländer ist, so gehört er dennoch zu dem kräftigsten, geistreichsten und fähigsten Menschenschlag, der auf den Südseeinseln gefunden wird.

Die Freundschaftsinseln, zu deren Gebiete etwa 180 Inseln gehören, von welchen Tonga die wichtigste ist, auf welchen auch häufig Vulkane angetroffen werden, beherbergen in sich Einwohner, welche zu dem Malayengeschlecht gehören sollen, das vom asiatischen Festlande in diese Gebiete eingewandert sey. Sie besitzen einen höheren Grad von Cultur, als sonst; ihre Sprache hat mit der von Neuseeland und den Gesellschaftsinseln große Aehnlichkeit. Sie zeigen viel Geisteskraft. Das Fleisch ihrer gefangenen Feinde verzehren sie mit Vergnügen. Sie sind gewöhnlich von hellbrauner Farbe; die Grundfarbe ist aber dunkel kupferbraun, welches ins Olivenfarbene und ins Weiße überspielt, letzteres besonders bei den höheren Classen. Ihr Haar ist in der Regel schlicht und steif, hie und da lockig, gewöhnlich schwarz, zuweilen braun, und selbst orangefarben. Sie sind breitschulterig, musculös, werden nicht so leicht fett, als die Otaheiter. Bald sieht man dicke Nasen, bald wahrhaft europäische Bildungen und ächte Römernasen. Sie erreichen eine Größe bis 6 Fuß.

Die Bewohner der Gesellschaftsinseln sind bräunlich oder olivenfarben, und haben gewöhnlich schwarze Haare; man trifft aber auch braune, rothe, und selbst flachsgelbe Haare. Die Otaheiter sind weiß mit einer Mischung von braungelb; auch Uebergänge ins Dunkelbraune und ins Schwärzliche sind nicht selten; die Nase ist plattgedrückt.

Die Bewohner der Marquesasinseln gelten für sehr schön; sie haben einen schönen Wuchs und regelmäßige Gesichtszüge. Die Farbe der Haare wechselt; man findet sogar europäische Bildung mit weißer Haut und blühender Gesichtsfarbe.

Die Bewohner der Osterinseln sind lebhaft, gut gebaut,

von bräunlicher Gesichtsfarbe; einige sind dunkler, andere fast weiß; die Physiognomie ist ausdrucksvoll, das hohe Alter ohne Gebrechen.

Die Sandwichsinsulaner gehören zu demselben Stamme, wie die Neuseeländer, Gesellschafts-Insulaner u. s. w.; sie sind edelmüthig, kriegerisch, kräftig, und von schönem Bau. Ihre Farbe ist olivenfarben, oft nußbraun bis dunkel; das Haar schwarz oder braun, und gewöhnlich gekräuselt, zuweilen auch lang und gelockt. Sie sind von mehr als mittlerer Größe, von offenem Gesicht, und nicht selten der europäischen Gesichtsbildung ähnlich. Die Bewohner der größten dieser Inselgruppe — Owyhi — sind sehr arbeitsam; die Häuptlinge zeichnen sich besonders aus durch einen hohen Wuchs. Ihre Farbe ist schwärzer als die der Tahiten. Obgleich sehr höflich, sind sie doch nicht so forschend und nicht so redselig, als ihre südlichen Nachbarn. Sie zeichnen sich aus durch Kunstsinn, Geschmack und Schönheitsgefühl. Ihre Gesichtszüge, Gebräuche, Traditionen und Sprache zeigen klar, daß sie mit den Bewohnern der Marquesas-, Gesellschafts-, Freundschafts- und Neuseeland-Insulanern nur Ein Volk ausmachen.

Die Bewohner der Insel Rurutu zeichnen sich durch Geschmack und Kunstfertigkeit aus. In Sitte, Kleidung und Sprache haben sie mit den Einwohnern der Gesellschaftsinseln große Aehnlichkeit. Die Bewohner werden alt. Auch bei ihnen lebt eine Sage von einer Sündfluth.

Die Einwohner der Insel Nukuhiva, der östlichsten Insel der Washington-Gruppe, sind ein noch schönerer und kräftigerer Menschenschlag, als dieß bei den Gesellschafts- und Sandwichsinsulanern der Fall ist. Ihre hellere Hautfarbe mag darin ihren Grund haben, daß in der Nähe der Gebirge eine feuchte Luft sich findet, daß die vornehmen Frauen sich nie der Sonnenhitze aussetzen, beim Ausgehen dichter Sonnenschirme sich bedienen und sich täglich baden.

Die Nicobaren.

Auf mehreren Inseln des indischen Ozeans finden wir ausser Malayen und negerartigen Völkern auch Nationen mit mongolischer Bildung. Die meisten Nicobaren sind den Bewohnern der indo-chinesischen Halbinsel ähnlich. Sie sind braun oder

kupferfarben, haben kleine, schiefstehende Augen, eine kleine platte Nase, dicke Lippen, großen Mund, ein schwarzes und steifes Haar, wenig Bart; sie sind eher klein als groß, aber kräftig gebaut. Wahrscheinlich stammen sie aus der Gegend von Pegu ab.

So haben wir nun im indischen Meere und in dem großen Ozean die caucasische, mongolische und die Neger-Bildung gefunden, welche durch mannigfaltige Zwischenformen und Uebergänge mit einander verbunden sind. Ja wir fanden unter der sog. Malayischen Raçe sogar Völker, bei welchen sich der dreifache Typus wiederholt, in welchen die Menschen von einem Urbilde auseinander gegangen sind.

Beweise, daß die Varietäten des Menschengeschlechts nur Abweichungen einer Stammart sind.

So groß auch die Verschiedenheiten der Stämme und Völker im Bau sind, so lassen sich dieselben doch in gewisse Gruppen bringen. Die meisten unserer tüchtigsten Naturforscher betrachten diese Gruppen oder Raçen nur als Varietäten oder Spielarten einer Gattung oder Art (species); sie behaupten, daß alle Verschiedenheiten im Bau und Aussehen keine ursprünglichen, d. h. vom Anfange der Welt her bestandene seyen, sondern daß sich dieselben erst gebildet hätten im Laufe der Zeiten durch äußere und innre Einflüsse, namentlich durch die Einwirkung des Clima's, und sofort nach und nach erblich geworden wären. Diese Ansicht stimmt auch ganz mit der heiligen Schrift überein; allein andere Naturforscher haben dieser Ansicht nicht beizutreten vermocht, indem sie jedem Lande seine Autochtonen, jeder Gegend seinen eigenen Adam geben. Die Zahl der letzteren mußte aus begreiflichen Gründen verschieden groß ausfallen; sie wechselt von 5 bis 16. Die Resultate der neueren Naturforschung bestätigen aber keineswegs die Nothwendigkeit der Annahme von Autochtonen, vielmehr machen sie es klar, daß die Verschiedenheit im Bau nur allmählig entstanden, somit nur Abweichung einer Grundform seyn kann.

Eintheilung der Menschen in Hauptvarietäten oder Raçen.

Nach Blumenbach gibt es fünf Gruppen oder Varietäten im Menschengeschlechte, nämlich:

a) Die caucasische Raçe. Hieher zählt er die Europäer mit Ausnahme der Lappen und übrigen Finnen; die westlicheren Asiaten diesseits des Ob, des caspischen Meers und des Ganges nebst den Nordafrikanern. Diese Raçe zeichnet sich aus durch eine weiße Haut mit rothen Wangen, durch eine rundlich ovale Schädelform, durch ein ovales Gesicht mit dem schönsten Ebenmaaß und regelmäßigen Zügen, durch eine ebene Stirne, schmale, wenig gebogene Nase und kleinen Mund, durch senkrecht stehende Vorderzähne und ein rundliches Kinn, endlich durch lange, weiche, nußbraune Haare, übergehend einerseits ins Blonde, andererseits ins Schwarze.

b) Die mongolische Raçe. Hiezu rechnet Blumenbach die übrigen Asiaten, mit Ausnahme der Malayen, die finnischen Völker in Europa, und die Eskimos im nördlichen Amerika von der Behringsstraße bis Labrador. Ihre Farbe ist waizengelb, theils wie getrocknete Citronenschaale, das wenige Haar ist straff und schwarz, die Augenlieder eng geschlitzt, das Gesicht platt, die Backenknochen seitwärts hervorragend.

c) Die äthiopische Raçe begreift in sich die Neger und die meisten Afrikaner; sie haben eine mehr oder weniger schwarze Hautfarbe, einen schmalen, von beiden Seiten zusammengedrückten Kopf, vorwärtsstehenden Kiefer, schiefstehende Schneidezähne, wulstige Lippen, stumpfe Nase, und ein schwarzes, wolliges, krauses Haar.

d) Die amerikanische Raçe nimmt die Amerikaner mit Ausnahme der Eskimos in sich auf. Ihre Farbe ist lohfarben oder zimmtbraun, oder wie angelaufenes Kupfer; die Backenknochen ragen hervor, die Züge sind stark ausgewirkt; die niedergedrückte Form der Stirne und des Scheitels ist meist durch die Kunst veranlaßt; das Gesicht ist breit, aber nicht platt; die Haare sind schwarz, schlicht und straff.

e) Zur Malayischen Raçe gehören die Südsee-Insulaner und die eigentlichen Malayen. Sie zeichnen sich aus durch einen schmalen Kopf, etwas vorspringenden Oberkiefer,

breite Nase, großen Mund, und durch eine braune Hautfarbe, welche einerseits bis ins helle Mahagoni, andererseits bis ins dunkelste Kastanienbraun geht, und durch ein dichtes, weiches, lockiges und schwarzes Haar.

Blumenbach selbst erkennt die Schwierigkeit, die Menschen in besondere Raçen einzutheilen, an, weil alle Verschiedenheiten, so sehr sie auch in ihren Extremen in die Augen fallen, durch vielfache Abstufungen und Uebergänge ganz unvermerkt in einander überfließen, so daß man nur sehr willkührliche Grenzen ziehen könne. Er gab klare Beweise dafür, daß alle Völker nur von einer gemeinschaftlichen Stammraçe abstammen, und fügt bei, daß alle Nationalverschiedenheiten in Bildung und Farbe des menschlichen Körpers um nichts unbegreiflicher seyen, als die, worin so viele andere Gattungen von organisirten Körpern, besonders unter den Hausthieren, gleichsam vor Augen ausarten.

Cuvier nimmt blos drei Gruppen im Menschengeschlechte oder drei Raçen an, nämlich:

a) die caucastische oder weiße; b) die mongolische oder gelbe; und c) die äthiopische oder schwarze, und betrachtet mit Recht die amerikanische und malayische Raçe als Uebergangsformen. Die amerikanische Raçe bildet den Uebergang zwischen der caucasischen und mongolischen, die malayische den zwischen der caucasischen und äthiopischen Raçe, und es stünde sonach die caucasische Raçe als Stammraçe da. Cuvier meint um so mehr eine Art Menschen annehmen zu müssen, weil sich alle Individuen fruchtbar mit einander vermischen, und sich die Nachkommen immer wieder fortpflanzen können; man bemerkt aber gewisse constante, erbliche Abweichungen, welche die Raçen bilden.

Andere haben andere Eintheilungen machen zu müssen geglaubt. So nimmt Bory nicht weniger als 15 Paradiese, und 15 Adame an, wovon jeder der Stammvater einer größeren oder geringeren Zahl von Menschen wurde. Liest man übrigens nur seine Beschreibung der deutschen Raçe, so sieht man leicht die Unrichtigkeit seiner Angaben ein.

Desmoulin nimmt 16 Menschenarten an; sein Werk ist zwar mit mehr Kenntniß, aber ebenfalls höchst unrichtig geschrieben.

Die Eintheilung in Arten geht in keinem Falle aus den Thatsachen und Beobachtungen der neueren Naturforscher und Reisenden hervor. Allerdings begegnen uns vielfache Verschiedenheiten, wie in der Farbe der Haut, des Haars u. s. w.; allein diese Nüançen gehen zum Theil unvermerkt in einander über, ohne daß man bestimmte Grenzen setzen kann; unter jedem Volksstamm selbst kommen ja solche Verschiedenheiten vor, wenn gleich ein Grundtypus nicht zu verkennen ist. Die vorkommenden Abweichungen, deren Extreme oft nicht geringe sind, sind übrigens nicht größer, als wir sie in den Spielarten und Ausartungen unserer Hausthiere finden, deren vielfache Abänderungen noch nicht berechtigen, sie zu eigenen Arten zu stümpeln. Auch der Mensch erleidet Abänderungen gemäß den Gesetzen thierischer Organisation. Diese Ausartungen werden hervorgerufen durch die Einflüsse des Clima's, der Lebensart, Nahrung und Beschäftigungsweise; auch kommen angeborne Mißbildungen und Krankheiten, die sich auf die Nachkommen fortpflanzen, in's Spiel.

Der verschiedene Bau im Menschengeschlechte.

Diejenigen Abweichungen unter den Nationen, welche in Folge der Kunst und widernatürlicher Behandlung ꝛc. entstehen, können hier nicht in Betracht kommen. So wendet der Chinese alle Kunst an, um ein erhabenes Hinterhaupt und verunstaltete Füße, der Bewohner von Astrachan, um eine breite, der in Canada, um eine runde, der in Marahon, um eine eckige Stirne zu haben. Der Caraibe drückt sich den Kopf platt, der Neuholländer bricht sich oben und unten zwei Schneidezähne aus, oder verstümmelt seiner Gattin einen Finger. Die Camaunten, ein kleiner Heidenstamm auf Gondar's Gebirgen in Habyssinien, tragen von Jugend auf große und schwere Gehänge von Eisen oder anderem Metall an den Ohren, was zur Folge hat, daß zuletzt ihre Ohren bis auf die Schultern herabhängen u. s. w.

Verschiedenheit in der Hautfarbe.

So sehr auch bei den verschiedenen Völkern eine Verschiedenheit herrscht in Beziehung auf die Färbung der Haut, der Haare und Augen, so hat man doch die Erfahrung gemacht,

daß sich die Farbe dieser drei Theile meist entspricht; gleichwohl gibt es Leute mit sehr dunkel gefärbten Haaren, deren Hautteint sehr weiß ist. Alle Farbennüançen bewegen sich zwischen Weiß und Schwarz; wir sehen dieß deutlich an den Uebergängen der Hautfarben. Die Schwärze des Negers geht über zum Gelbschwarz der Malabaren, und weiter zur hellen Olivenfarbe der nördlichen Hindus, und von da zu den schwärzlichen Spaniern, den bräunlichen Europäern, und endlich zu den Europäern mit weißem Teint. Aus dem Schwarz und Gelb tritt allmählig eine röthliche Färbung der Wangen hervor, besonders deutlich bei vielen Amerikanern, bis das frische Roth bei Europäern erscheint. So groß daher auch der Unterschied ist zwischen einem Europäer und Neger in Beziehung auf Hautfarbe, so verliert derselbe doch seine Bedeutung, wenn wir zwischen diesen beiden Extremen die gelben Ostindier, die röthlichen Caraiben, die rothbraunen Peguaner, die schwarzbraunen Südseeinsulaner, die schwarzgelben Guanchen, mit dem Mehr oder Minder ihrer Schattirungen so gestellt sehen, daß uns die Uebergänge sichtbar werden.

Derselbe Farbenwechsel findet auch statt in der Regenbogenhaut des Auges. Bei sehr dunkler Farbe des Haars und der Haut ist die Iris gewöhnlich schwarz, oder sehr dunkelbraun; diese Färbung geht durch das Braune in's Gelbe, Grüngelbe, Luftgraue und Azurblaue über.

Die meisten Menschen haben wohl schwarze Haut und schwarze Haare; doch kommen viele Beispiele vor, wo mitten unter schwarzhaarigen Völkern lohfarbene, hellbraune, gelbe oder röthliche Haare erscheinen. In den temperirten und kalten Zonen herrscht sogar die helle Färbung vor, ohne daß deßhalb die dunklen Haare ausgeschlossen wären. Mehrere Naturforscher haben Neger mit braunem und selbst blondem Haar und grau-blauen Augen beschrieben. Die Juden sind bald sehr dunkel, bald heller gefärbt; gewöhnlich haben sie schwarze Haare, und doch trifft man auch Juden mit rothen Haaren und blauen Augen.

Das sogenannte Pigment, ein eigener Färbestoff, welcher an gewisse Stellen abgesetzt wird, ist der Grund der Färbung der Haut und des Haares. Bei dem Neger kann man das schwarze Pigment, welches zwischen Haut und Oberhaut liegt,

wirklich in dünnen Schichten abpräpariren. Wie das Pigment abgesetzt wird, wissen wir nicht genau; daß es aber vom Blute abgesetzt wird, ist wahrscheinlich; es ist eine Verbindung von Eisen- und Kohlenstoff. Das Roth der Wangen rührt gleichfalls von einem eigenen Färbestoff — nicht von dem durchscheinenden Blute — her, welcher dort abgelagert wird. Offenbar steht der Proceß der Pigmentbildung im innigsten Zusammenhange mit den je nach dem Clima vor sich gehenden organischen Absonderungsprocessen im menschlichen Körper; insbesondere scheint es in heißen Climaten die Galle zu seyn, welche den größten Beitrag zu jener Absonderung liefert. In dem Maaße, als das Pigment, welches die Färbung der Augen und der Haare bedingt, schwächer abgesondert wird, ist auch die Farbe blässer. Fehlt das Pigment gänzlich, so tritt Luccose ein, und solche Menschen heißt man Albinos. Dieser Zustand ist angeboren, und erbt sich meist fort.

Unter allen Menschen gibt es Albinos, selbst unter den Negern, z. B. auf Sierra Leone, in Amerika, Otaheite, Ceylon, Java, auch auf dem Continent von Ostindien, auf den Antillen, in Deutschland u. s. w. Viele der weißen Neger hatten lichtbraune Haare, blaue oder braune Augen, und glichen in jeder Hinsicht einem gesunden Bewohner des mittleren Europa; es gibt somit entschiedene Uebergänge von den Albinos zu den andern Menschenvarietäten.

Aber auch Sitten, Gebräuche, Lebensart, Nahrungsmittel, Wohnung, Armuth, Mangel an Kleidung, Salben, Baden, Unreinlichkeit tragen viel zur Veränderung der Hautfarbe des Menschen bei, sowie die Vermischung der Stämme und Raçen eigene und neue Schattirungen hervorbringt. Vom Neger und einer Weißin kommt ein Mulatte, halb schwarz, halb weiß, mit schlichten Haaren, ohne Spur der Negerwolle. Vom Mulatten und einer weißen Frau ein bräunlicher Mensch, und von diesem mit einem Weißen ein weißer Nachkomme, bei dem die Abartung schon verloren ist. — Von dem Mulatten, dessen Vater ein Weißer, und dessen Mutter eine Negerin war, entsteht der Terceron oder Morissio, bei dem drei Theile weiß, und ein Theil schwarz ist, so daß schon das Roth der Wangen durchschimmert; vom Terceron mit einer Negerin entsteht

der Quateron, dann der Octavon, und endlich ein ganz Weißer. Vom Creolen aber, oder von dem von europäischen Eltern in Amerika rein abstammenden Menschen, mit einer Amerikanerin kommt der Mestiz, dann der Kostiz. Vom Neger mit einer Mulattin, oder auch umgekehrt, kommt der Sambo; und vom Neger mit einer ächten Amerikanerin der schwarze Caraibe.

Es ist auffallend, daß die Verbindung von zwei Personen aus Einer Classe allemal eine etwas dunklere Farbe hervorbringt, und daß der Neger-Creole in St. Domingo auffallende physische und moralische Vorzüge vor dem Afrikaner-Neger hat.

Bei Negern und Hindus, und überhaupt bei allen dunkelgefärbten Nationen sind Hände und Fußsohlen stets blässer. Ein Blasenpflaster bei einem Neger macht die Hautstelle fast farblos; die Farbe tritt aber allmählig wieder ein, und zwar immer zuerst an den Poren, durch welche die Haare heraustreten, und von hier aus breitet sich dann die Farbe strahlenförmig aus. Die Negerkinder haben bei der Geburt eine nur wenig vom Europäer verschiedene röthliche Farbe, werden aber in den ersten acht Tagen so schwarz, wie ihre Eltern. Camper sah in Amsterdam eine Negerin ein ganz weißes Kind gebären, mit Ausnahme eines schwärzlichen Rings am Nabel; von dort aus wurde es schon nach wenigen Tagen ganz schwarz.

In Beziehung auf die Kinder der Amerikaner sagt Alexander v. Humboldt: Ich kann versichern, daß die Kinder in Peru, Quito, auf der Küste von Koraccas, an den Ufern des Orinoco und in Mexico nie bei ihrer Geburt weiß sind, und die indianischen Kaciken, welche eine gewisse Wohlhabenheit genießen, und im Innern ihrer Häuser leben, am ganzen Körper, den innern Theil der Hände und Fußsohlen ausgenommen, rothbraun oder kupferfarbig sind.

Nach Benj. Moseley kommen die gefleckten Kinder gleich schwarz und weiß zur Welt. — H. E. Saabye sagt, daß die Grönländischen Kinder bei der Geburt beinahe ebenso weiß sind, als die europäischen; allein daß sie einen ungfähr ½ Zoll langen blauen Fleck in der Haut auf oder über dem Kreuz mit zur Welt bringen, der sich unmerklich hernach über den ganzen

Leib ausbreite; er habe dieß oft beim Laufen der Kinder gesehen.

Verschiedenheit in der Hauttextur.

Eine eigene sammtartige Weichheit findet sich stets bei der Haut der Neger; auch fühlt sie sich immer kalt an. Diese Hautbeschaffenheit ist bei Negern und Caraiben mit einer eigenthümlichen Transspiration verbunden, die einen sehr charakteristischen Geruch verbreitet. Die Ausdünstung der Neger soll sehr widerlich seyn. Nach Humboldt unterscheiden die Indianer in Peru die verschiedenen Raçen mitten in der Nacht dem Geruch nach; sie haben sogar drei Worte für den Geruch der Europäer, der amerikanischen Indianer und der Neger gebildet.

Verschiedenheiten im Schädelbau und übrigen Skelet.

Die vorzüglichste Abweichung unter den Menschenstämmen zeigt sich in der Gestalt des Kopfes, indem entweder alle Theile des Schädels, besonders die Stirne, stark ausgebildet sind, oder indem diese zurücktritt, und die Seiten des Schädels zusammengedrückt werden; ferner indem die Kiefer, oder die Jochbeine zurück- oder hervortreten. Diese Formen sollen schon im Foetus deutlich angelegt seyn.

Nach Prichard gibt es drei Classen von Schädelformen im Menschengeschlechte; Weber rechnete hiezu noch eine vierte Urform, welche aber entschieden nur eine Uebergangsform ist. Diese drei Schädelformen sind: a) Die ovale oder eiförmige Schädelform; sie findet sich bei den Europäern mit Ausnahme der Lappländer, sodann bei mehreren asiatischen und afrikanischen Völkerschaften. b) Die viereckige Schädelform d. h. mehr eckige Form, wobei sich die Umrisse nicht sanft verlieren. Diese Form kommt den Mongolen, Chinesen, und im Allgemeinen den Amerikanischen Aboriginern zu. c) Die schmale Schädelform. Der Schädel ist länglichschmal, von beiden Seiten zusammengedrückt, wodurch die Oberkiefer vortreten. Diese Bildung haben die eigentlichen Neger, und die meisten Bewohner von Afrika, die Madagassen, Neuholländer, Papuas, Mallicolesen und mehrere polynesische Völker.

Die vierte Schädelform nach Weber, die runde, welche

besonders den Amerikanischen Stämmen eigenthümlich ist, bildet offenbar nur einen Uebergang von der ersten zur zweiten Form d. h. von der caucasischen zur mongolischen.

Diese Schädelformen sind allerdings vorzugsweise an gewisse Raçen gebunden, aber durchaus nicht immer; denn wir finden sogar bei Deutschen Schädel mit seitlicher Compression, mit vorspringenden Kiefern und schief auf einander stehenden Zähnen, wie beim Negerschädel; auch sind in einer und derselben Raçe die Schädel oft sehr verschieden, so daß kein einziges Kennzeichen einer bestimmten Raçenform so fest stünde, daß es nicht auch auf irgend eine andere Raçe volle Anwendung finden würde.

So verschieden auch der Schädelbau ist, so dürfen wir ferner nicht vergessen, daß selbst bei Kindern Eines Vaters höchst merkwürdige Verschiedenheiten in dieser Hinsicht vorkommen, daß Clima, Nahrungsmittel, die in der Knochensubstanz ein bald gröberes bald feineres Korn erzeugen, und daß Nationalgebräuche, Sitten, Verstünkeleien u. a. m. an der Bildung des Schädels und der Gesichtszüge nicht geringen Antheil haben.

Die ovale oder caucasische Form stellt die Mittelform dar; sie kommt vorzüglich bei den männlichen Europäern vor; bei den Europäerinnen hat der Schädel nach **Weber** mehr ein rundliches Oval, und auch der Gesichtstheil erhält durch stärkeres Zurücktreten der Kiefer eine größere Rundung. Durch die runde Form geht der caucasische Schädel in die viereckige oder mongolische Form über, während er auf der andern Seite durch stärkere Entwicklung des Ovals in die schmale, seitlich zusammengedrückte Negerschädelform überspielt. Weber hat beobachtet, daß bei der caucasischen Form am häufigsten die vierseitige, am seltensten die schmale oder keilförmige Bildung vorkommt.

Die Gestalt des Schädels und der Gesichtsknochen bestimmt Vieles in Hinsicht der weicheren Theile des Gesichts; z. B. die Lage der Augen, ob sie weit aus einander, ob sie schief oder gerade stehen; ferner die Richtung der Nase, die Form des Kinns u. s. w., obwohl anderes in den weichen Theilen selbst liegt, z. B. die enggeschlitzten Augenlieder der Mongolen, die wulstigen Lippen der Neger u. a. m.

Der Negerschädel bietet noch besondere Eigenthümlichkeiten dar. Er ist schwerer, dichter, zerbrechlicher, compacter als der europäische Schädel. Die seitliche Zusammendrückung hat ihren Grund in dem sehr stark ausgebildeten Schläfemuskel, der sich weit ausbreitet bis zur Pfeilnath; auch der Kaumuskel ist stark und dick, und bildet mit dem Schläfemuskel unter dem Jochbein eine starke, fleischige Masse. Das Hinterhauptsloch liegt weiter nach hinten, daher ist das Hinterhaupt flacher; dagegen ist das Vorderhaupt schmäler; das Hinterhauptsloch und die Nervenöffnungen sind größer, sowie die Nerven selbst. Augen- und Nasenhöhle sind sehr geräumig; die oberen Nasenmuscheln bieten eine große Fläche dar; die hinteren Nasenlöcher sind weiter, daher der scharfe Geruch der Neger; der Oberkiefer springt sehr stark vor; die oberen Schneidezähne stehen schief auf den untern; der Gesichtswinkel beträgt 70 — 75 Grade, beim Europäer 80 — 90 Grade.

Uebrigens sind sich nicht alle Negerschädel gleich; man findet nicht selten solche, welche der europäischen Bildung sehr nahe kommen; und überhaupt findet man unter ihnen selbst beträchtliche Verschiedenheiten. Auch fand Sömmering im Negerschädel ebensoviel Hirnmasse, als in dem des Europäers.

Die Kaffern und Hottentotten weichen in ihrem Schädelbau von den Negern ab. Nach Cuvier steht der Schädel einer Buschmännin zwischen Neger und Kalmüken in der Bildung mitten inne.

Nicht selten findet man bei Negerschädeln nur ein einziges Nasenbein; auch bei den Buschmännern ist es der Fall, daß man nur ein einziges kleines Nasenbein trifft; selbst bei Europäern kommt eine Verschmelzung beider Nasenbeine zu einem Knochen hie und da vor.

Der Schädel der Neuholländer ist schmal, negerartig, die Schneidezähne stehen eben so schief; hingegen ist die Stirne nicht so nieder, die Kiefer und das Gesicht breiter. — Der Papus hat kein so flaches Hinterhaupt wie der Neger. — Der Schädel der Mallicolesen ist von der Nasenwurzel nach hinten mehr platt gedrückt; Gesicht und Kiefer sind breit. — Der Buggise von Celebes hat eine nach rückwärts gehende Stirne, vorstehende Kiefer, schief stehende Zähne wie beim Neger, aber

breite Wangenbeine, und aus einander stehende Augenhöhlen, ähnlich den Mongolen. — Die Mongolen haben einen fast viereckigen Kopf; die Stirnglatze (glabella) und die Nasenknochen stehen fast in einer Linie mit den Jochbeinen; letztere springen vor, das Gesicht ist breit und platt, die Augenbraunbögen sind kaum deutlich, das Kinn ist vorspringend, die Nasenlöcher sind enge.

Die nördlichen Asiaten unterscheiden sich von den Amerikanern in Beziehung auf Schädelbau höchst unwesentlich; der Unterschied ist kein fester. Nach Harlan beträgt der Gesichtswinkel eines Indianers vom Plattefluß 78 Grade, der eines Cherokesen 75°, der eines männlichen Wabasch-Indianers 78°, der eines weiblichen Schädels dieses Stammes aber 90°. Nach Rengger schwankt der Gesichtswinkel der Bewohner von Paraguay zwischen 75° und 65°. Die amerikanische Raçe zeichnet sich besonders aus durch die Weite und Tiefe der Augenhöhlen. Der Schädel mancher amerikanischer Völker ist europäisch gebildet, und die Eskimos sind nach Blumenbach die Mongolen des nördlichen Asiens.

Die Mohren haben wie die Europäer gewöhnlich sieben wahre Rippen, doch finden sich bei ersteren auch acht Rippen mit ihren Knorpeln an das Brustbein befestigt. Die meisten Affen haben in der Regel acht wahre Rippen, und es könnte diese Bildung als Thierbildung erscheinen, wenn man nicht auch schon beim Europäer das gleiche gefunden hätte. Bei drei männlichen Mohren fand Sömmering die knöcherne Brust geräumiger und gewölbter als beim Europäer. — Auch im Backen gibt es bei den verschiedenen Raçen Verschiedenheiten, doch ist nichts constantes, indem in einer und derselben Raçe viele Verschiedenheiten vorkommen. — Der Vorderarm des Negers soll im Verhältniß zum Oberarm und zur Länge des ganzen Körpers etwas länger seyn, als beim Europäer, wodurch der Neger sich in etwas den Affen näherte; allein auch in dieser Beziehung ist der Afrikaner so gut als der Europäer Veränderungen unterworfen. — Nach Sömmering endigen sich Hände und Füße in schöne, aber auffallend lange, und daher fast affenmäßige Finger und Zehen, und hatten alle, sonst beim Europäer nur selten Sesambeine. Lawrence sagt,

daß die Unterschenkelknochen stark nach vorn gebogen seyen; Füße und Hände, besonders erstere, seyen sehr flach. Auch Winterbottom fand bei Negern die Hand auffallend breit, Finger und Zehen ungemein beweglich.

Unverkennbar sind sonach die Abweichungen des Negers vom Europäer bedeutend; indeß ist ihm keine einzige ausschließlich eigen, sondern was bei ihm gewöhnlich ist, findet sich auch, wenn gleich seltener, beim Europäer.

Unterschied in der Größe.

Es kann weder von Riesen noch Zwergen die Rede seyn, sondern blos von dem, was ganze Nationen in dieser Rücksicht auszeichnet. Man kann einen Wechsel der Größe von 4 bis 6 und 7 Fuß annehmen, wie wir dieß im Allgemeinen bei den Eskimos und Patagoniern sehen. Auch unter den Deutschen varirt die Größe von 4½ bis 6 Fuß, und es gibt unter ihnen Riesen größer als die Patagonier, und Zwerge, kleiner als die Quimos auf Madagascar, wenn letztere anders existiren. Alle Polarmenschen sind klein; Kälte tritt der Entwicklung der Körpergröße hemmend entgegen; der Hund sogar wird dort dumm und stumm. Daß auch Nahrungsmittel, Sitten, Lebensart, Erziehung, Freiheit und Sklaverei viel beitragen können, ist wohl außer allem Zweifel. In derartigen Umständen mag der Grund der Verschiedenheit der Völkerstämme und des Abstands, den man zwischen den Völkern von celtischer und germanischer, und zwischen denen von finnischer und sarmatischer Abkunft entdeckt hat, liegen.

Eine Nation kann aber auch ausarten, und ihren schönen Wuchs verlieren, wie dieß bei den Deutschen, Britten und Burgundern der Fall ist. Im Durchschnitte waren die alten Deutschen 6 Fuß 3 Zoll groß; in ihrem ganzen Wesen lag ein Adel, welcher unwillkührlich Achtung und Furcht einflößte. Damals bedeckten Deutschland unermeßliche Tannen- und Eichenwälder, in welchen Renn- und Elenthiere hausten, und welche die Erwärmung des Bodens hinderten. Einfach war ihre Nahrung, streng ihre Lebensweise, ausgezeichnet in Keuschheit. Wenn nun aber von Allem diesem fast buchstäblich das Gegentheil da ist, dürfen wir uns wundern, wie die alten deutschen Patagonier so einschrumpfen konnten!

Immerhin aber ist die Größe einer der unbeständigsten, und daher auch unbedeutendsten Unterschiede. Nicht selten ist es der Fall, daß einzelne Theile auf Kosten der ganzen Entwicklung verhältnißmäßig mehr sich entwickeln. Kleine Menschen haben z. B. häufig einen großen Kopf; große Menschen haben einen längeren Hals.

Verschiedenheit in der Zahnbildung.

Vermöge eines allgemeinen Gesetzes in der thierischen Organisation finden in Beziehung auf die Bildung und die Zahl der Zähne nur äußerst geringe Abweichungen von der Norm statt, und wirklich ist auch die Zahl der Zähne sehr beständig. Blumenbach hat zwar bei Mumienköpfen abgestumpfte Schneidezähne gefunden, abgefeilt wie bei manchen wilden Völkern waren sie nicht, und er schloß daraus, daß bei den alten Aegyptern in dieser Hinsicht eine Nationaleigenheit im Bau selbst statt gefunden haben müsse; allein Lawrence, welcher zu diesem Ende mehrere ägyptische Mumien untersuchte, hält diese Bildung für ganz zufällig. Auch Prichard schreibt sie einer mechanischen Abreibung zu, welche von der Art der Nahrung — und vielleicht auch von der Art des Kauens — bedingt werde, wobei die Zähne beständig beim Kauen abgenutzt werden. Vielleicht bieten solche abgenutzte Zähne schon von Natur, und von der Wurzel aus eine breitere und größere Fläche dar. Dr. Manicus, Arzt auf den Faröerinseln machte daselbst die Beobachtung, daß die Schneidezähne bei den Erwachsenen, wie bei den alten Aegyptern, so abgestumpft waren, daß dieselben eine ähnliche Kaufläche hatten wie die Backenzähne. Auch bei den Eskimos und bei den Bewohnern der Westküste von Grönland kommen solche abgenutzte Zähne allgemein vor.

Verschiedenheit in der Haarbildung und einigen andern Theilen des Körpers.

Völker mit einer zarten, weißen Haut haben gewöhnlich weiße, blonde, rothe Haare; bei dunkler Haut sind die Haare gewöhnlich braun oder schwarz. Mit der Farbe sind in der Regel auch andere bestimmte Eigenschaften gegeben. Das gelbliche oder hellbraune Haar der Nordeuropäer ist in der Regel auch weich und fein, das braune und schwarze Haar der Süd-

Europäer ist härter und weniger fein; doch ist das Haar der Hindus fein und lang. Das schwarze Haar der Amerikaner und Mongolen ist dick und struppig; die Haare der Amerikaner werden auch im höchsten Alter selten grau. Neger haben im Alter grauen Bart und graue Haare.

Uebrigens ist der Bau der Haare bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Im Allgemeinen könnte man sie in Schlichthaarige und in Krausshaarige abtheilen. Lange, schlichte oder wenig gelockte Haare sind gewöhnlich Eigenthum der Europäer, während die Neger in der Regel ein kurzes, krauses und wolliges Haar haben; allein sowohl in England, als in Deutschland sind der Fälle nicht wenige, wo Individuen ein so dunkles und krauses Haar haben, als bei den Negern; und wiederum gibt es Beispiele, daß Neger ein schlichtes Haar haben, was Blumenbach und Sömmering bezeugen. Abweichungen in der Haarbildung findet man auch bei den Amerikanern; gewöhnlich haben diese ein langes, schlichtes Haar, und doch trifft man kupferfarbene Stämme selbst mit krausem Haar.

Dieselbe Verschiedenheit manifestirt sich auch in der Behaarung des Körpers überhaupt; kein Volk ist hier dem andern gleich, wie wir dieß schon in der nächsten Umgebung sehen können, da der eine mit einem sehr starken Bartwuchs versehen ist, während der andre nur einen sehr sparsamen Bart aufzuweisen hat; bartlos aber ist von Natur das männliche Geschlecht bei keiner Nation. — Jede Raçe, und selbst fast jeder Stamm ist erkennbar an gewissen eigenthümlichen Gesichtszügen; so hat der Neger ein schmales Gesicht mit aufgeschwollenen Lippen, eine dicke Nase und vorspringende Kiefer; der Amerikaner hat zwar eine hervorstehende, aber doch etwas aufgestülpte Nase neben mongolischen Zügen; der Mongole endlich zeichnet sich aus durch ein breites, plattes Gesicht mit aufgeworfener Nase; allein auch diese allgemeinen Charaktere erleiden vielfache Modificationen. Unter den sonst in der Bildung sich noch am meisten gleichbleibenden Mongolen gibt es Völker, von welchen man nicht recht weiß, ob man sie zu der caucasischen oder mongolischen Raçe zählen soll. Auch unter den Negern finden sich Adlernasen und bis auf die Farbe ganz mit europäischen Zügen. Die Südamerikaner haben Platschnasen,

wie viele Affaten, während man im Innern von Nordamerika fast lauter Adlernasen bemerkt; öfters haben sie auch geschwollene Lippen wie Neger. — Wie verschiedenartig sind nicht auch bei uns die Physiognomien!

Auch im Bau anderer Theile kommen viele Abweichungen vor. Blumenbach will beobachtet haben, daß die Ohren der Wilden vom Kopfe abstehen und beweglich seyen. Dem Schreiber ist eine deutsche Frau bekannt, welche gleichfalls ihre Ohren und Nasenflügel willkührlich in Bewegung setzen kann. Große hängende Brüste hat man unter verschiedenen Himmelsstrichen gesehen, aber nie als allgemeine Eigenheit einer Raçe. Irländische Frauen zeichnen sich nicht selten aus durch große Hängebrüste, während die Spanierinnen auffallend kleine Brüste haben sollen.

Verschiedenheit im Alter.

Man hat gemeint, daß Europäer, Neger und Indianer sehr verschieden seyen auch in Beziehung auf die Erreichung des höchsten Alters, allein die Zusammenstellungen über das Alter der verschiedenen Völker haben diese Meinung vollkommen widerlegt.

In Europa finden wir, namentlich aber in den Gebirgsgegenden, und bei einfachem nüchternem Leben, viele Beispiele eines hohen Alters. Man hat Fälle, wo das Leben auf 140, selbst 169 Jahre gebracht wurde. Zur Zeit David's war die normale Altersgrenze 70 bis 80 Jahre, und so ist es noch jetzt. Burdach hat die verschiedensten Sterbelisten mit einander verglichen, und gefunden, daß das Leben der Menschen bei allen Völkern und in allen Zeitaltern gewöhnlich 70 bis 80 Jahre dauerte.

Die Mexicaner, Peruaner und die Bewohner von Paraguay erlangen ein hohes Alter, und bleiben gewöhnlich bis an ihr Ende kräftig. Auch die Lappländer werden 70 bis 90 Jahre alt, und bekommen erst im hohen Alter graue Haare. Die Neger in Westindien werden häufig alt; man hat Beispiele von 100 und 120 Jahre alten Negern. Barrow sah Hottentotten, welche 100 Jahre vorüber waren.

Allgemeine Gesetze in der Entwicklung der physischen Bildung.

Um zu zeigen, auf welche Weise das Menschengeschlecht vom Urbilde nach und nach abgewichen ist, müssen wir alle Momente, welche auf die Entwicklung des Menschen einwirken, ins Auge fassen. Solcher Momente gibt es zweierlei, nämlich innere und äußere. Wären wir im Stande, in das Wesen der geheimnißvollen Zeugung einzudringen, so möchten hieraus die gültigsten Gesetze über die Entstehung der Varietäten in der physischen Bildung sich entziffern lassen; da aber das erste Seyn und Werden des menschlichen Organismus in ein tiefes Dunkel gehüllt ist, so können wir nur Weniges, was in die leibliche Erscheinung fällt, ausmitteln. Der Mensch ist den Eindrücken der Außenwelt anheimgestellt; die verschiedenartigsten Potenzen wirken auf den leiblichen Organismus ein, vielfachen Eindrücken ist er unterworfen, er geräth mit der Außenwelt in Conflict, und es entstehen sofort in ihm sichtliche Veränderungen, die bald mehr bald weniger merklich und beharrlich, später so innig ihm sich einverleiben, daß sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerben vermögen; gleichwie die bildsame, kindliche Seele erst durch die Störungen und Kämpfe der sie umgebenden geistigen Welt einen festen und beharrlichen Charakter gewinnt, der gerade hiedurch bestimmte Züge und Umrisse erhält, welche ihn eigenthümlich und vor Andern auszeichnend machen.

Auch die Thierwelt ist ihrer leiblichen Natur nach denselben Gesetzen, und ähnlichen Einflüssen unterworfen wie der Mensch, daher auch eine Vergleichung wohl statt haben kann; verdanken wir doch viele Geheimnisse in der Lehre vom Bau und Leben des menschlichen Leibes der vergleichenden Anatomie. Es ist aber eine solche Vergleichung um so nöthiger, als, wie Schelling sagt, die menschliche Organisation so verborgen ist, daß eine Vergleichung mit andern Organisationen nicht entbehrt werden kann.

Die Verschiedenheiten der Thiere in Farbe, Größe und Bau.

Wollen wir begreifen, wie die vielfachen Abweichungen im Menschengeschlechte entstehen konnten, so dürfen wir nur

die unendlichen Formveränderungen unserer Hausthiere betrachten. Alle Farbenverschiedenheiten beim Menschen finden sich auch bei den Thieren. Es gibt Kaninchen, Katzen, Hunde, Pferde und Ochsen, Füchse, Schaafe, Hühner und andere Vögel mit völlig schwarzen Haaren, Wolle oder Federn; allermeist aber ist die Farbe dieser Thiere braun, röthlich, gelb und gefleckt. Nicht weniger findet sich im Thierreiche die Leucosie, namentlich aber bei Kaninchen, Katzen, Hunden; sodann bei Ratten, Mäusen, Eichhörnchen, Affen, Hamstern, Wieseln, Mardern, Maulwürfen, Rehen, Bären, Büffeln, Dächsen, Biebern, Kameelen, Rhinocerossen, Elephanten; unter den Vögeln z. B. bei Raben, Amseln, Krähen, Rebhühnern, Kanarienvögeln u. s. w. Diese Varietäten kommen theils in einem Lande beisammen vor, theils herrschen da und dort gewisse Spielarten. So sind Pferde und Hunde in Korsika gefleckt; in Guinea sind alle Hunde und Hühner schwarz, wie die dortigen Afrikaner; in Bayern sind die Schweine röthlich braun, in der Normandie weiß, in Piemont schwarz. Die Katzen in Tobolsk in Sibirien sind gewöhnlich roth; die Truthühner sind in einigen Gegenden vorzüglich schwarz, in andern, wie in Hannover, meistens weiß u. s. w. Hieraus ergibt sich, daß auch bei Thieren eine Menge Nüançen, und zahlreiche Uebergangsformen statt finden.

Weitere Verschiedenheiten bei den Thieren zeigen sich auch in Beziehung auf Schädel, Bau, Knochengerüste, Structur des Haars u. a. m. Diese Verschiedenheiten sind oft weit größer, als zwischen zwei verschiedenen Menschenraçen. Wie verschieden ist nicht der Bau des Schädels beim wilden und zahmen Schwein, sowie bei verschiedenen Pferderaçen! Wie sehr wechselt nicht der Hund in seinen Formen, namentlich in Beziehung auf Farbe, Haar und Größe, aber auch hinsichtlich der Gestalt der Ohren, Nase, des Schwanzes, der Beine, der Entwicklung des Gehirns! Ebendaher beim Hunde die Verschiedenheiten des Kopfs, mit platter Stirne und mit langer spitziger Schnautze, oder mit gewölbter Stirne und kurzer Schnautze. Ja es gibt sogar Hunderaçen, die eine vollkommen ausgebildete Zehe am Hinterfuß mehr haben als andere. Die Schweine haben gewöhnlich vier Zehen mit getrennten Hufen; man findet aber

auch Racen mit fünf Zehen, und wiederum andere, wo alle Zehen zu einer einzigen Hufe verschmolzen sind. — Wie verschieden die Bedeckung der Hunde ist, ist eine bekannte Sache; ebenso wechseln die Schweine. Einige Schaafe tragen Wolle, andere schlichtes Haar. Die Schaafe in Westindien, welche doch von europäischen Wollschaafen abstammen, haben grobes Haar; ebenso variren die Ziegen, indem einige derselben Wolle, andere Haare haben. Die Schaafe in Afrika bekommen ungeheuer dicke Fettschwänze, desgleichen die kirgisischen Schaafe. In Island und Paraguay haben die Stiere keine Hörner, obwohl sie von hörnertragenden abstammen. — Dieselbe Anzahl von Verschiedenheiten zeigt sich beim Hausgeflügel.

Wenn sich aber solche Verschiedenheiten erwiesenermaßen häufig fortpflanzen, so ist es gewiß unrichtig, solche ursprüngliche Spielarten (varietas) als eigene Arten (species) anzunehmen.

Die Einflüsse der Temperatur, des Climas, der Lebensweise auf Menschen und Thiere.

Der Himmelsstrich, die ganze physicalische Beschaffenheit eines Landes, ob eine Familie in einer Gebirgsgegend oder auf einem flachen Lande, auf einer höher gelegenen Stelle oder in einem Thale, an der Meeresküste oder im Innern des Landes, in einem wasserarmen Gebiete oder an Flüssen, auf einem fruchtbaren oder unfruchtbaren Boden, in einem Waldrevier oder in einem baumleeren Lande wohnen; ob die Winde daselbst warm oder kalt sind, über Meere, Eis und Schneegebirge, oder über brennende Sandwüsten kommen, — davon möchte es, wenigstens zum großen Theil, abhängen, ob sie nach mehreren Generationen dem schwarzen Mohren, dem olivengelben Indier, dem kupferrothen Amerikaner oder dem weißen Europäer gleich wird. Selbst auf das ganze Knochengerüste des Körpers dürften jene Umstände nicht ohne Einfluß seyn. Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß die Verschiedenheiten des Bodens und der Atmosphäre, der Grad des Lichts, der Wärme, Feuchtigkeit und der weniger gekannten Agentien, wie Electricität, einen mächtigen Einfluß auf Menschen und Thiere ausüben, und daß die Abänderungen derselben unter den verschiedenen Himmelsstrichen jenen Momenten ihre Entstehung zum Theil verdanken.

Besonders steht die Farbe mit dem Clima in einem Wechselverhältnisse, und der Einfluß des Sonnenlichtes auf Färbung der Bedeckungen des Körpers tritt uns überall unläugbar entgegen, wenn er auch nicht zur Erklärung der Entstehung der verschieden gefärbten Menschenraçen ausreicht.

Europäer, welche in die Tropengegenden einwanderten, nahmen nach einer gewissen Zeit die Farbe der Eingebornen an. Die Juden in Habyssinien, die sich gewiß unvermischt erhalten haben, wurden dort allmählig so schwarz, wie die Eingebornen. Die vornehmen Malabaren, weniger der Sonnenhitze ausgesetzt, sind gelblich, während dieselben Malabaren, welche des Tages Last und Hitze zu tragen haben, schwarz sind. Die im Innern von Ceylon wohnenden Singhalesen haben unter dem Schutze ihrer dichten Wälder eine hellere Farbe, als die übrigen Inselbewohner. Selbst bei uns ist der Landmann bräuner gefärbt, als der Städter. Im Sommer werden die der Sonne ausgesetzten Theile braun gefärbt, im Winter werden sie wieder blässer. Die dunkle Färbung nimmt schon in Europa zu, je mehr man sich dem Süden nähert; der Portugiese hat eine bräunlich gelbe Färbung; die Juden, welche alle von einem Stamm herrühren, und sich unvermischt erhalten haben, sind bei uns weiß, im südlichen Europa gelb, in Syrien und Chaldäa fast olivenfarb, in Habyssinien schwärzlich.

Gewöhnlich wohnen die schwarzen Menschen in den Tropengegenden, und die hellgefärbten in den gemäßigten Climaten; allein diese allgemeine Regel erleidet wieder manche Ausnahmen, insofern z. B. hohe, kalte Gebirgszüge und Gegenden von großer Erhebung über dem Meere bedeutende Abänderungen veranlassen, indem auf ihnen gewöhnlich die Menschen heller gefärbt sind, als in niedrigen oder morastigen und sandigen Seeküsten; auch wohnen gerade die schwärzesten Neger in Afrika nicht unter dem Aequator. In Indien gibt es Hindus mit weißer Farbe und blauen Augen, während es wieder dort Stämme von dunkler Olivenfarbe gibt. Selbst auf die Leibesgröße scheint das Clima nicht ohne Einfluß zu seyn; man hat wenigstens beobachtet, daß in kalten Climaten die Menschen von kleiner Statur sind; doch findet man auch im heißen Südafrika und Südamerika sehr kleine Menschen — also gerade in

beiden Extremen; am größten und schönsten sind die Menschen in den gemäßigten Climaten.

Einen ähnlichen climatischen Einfluß sehen wir bei Thieren und Pflanzen. In Guinea sind Hunde und Hühner schwarz, ebenso in Malabar. Die Polarthiere aber haben vorherrschend eine weiße Farbe. Im kalten Norden sind Füchse, Hasen, Eichhörnchen, Wieseln weiß; diese wechseln ihr Kleid, und bekommen im Sommer einen dunklen Pelz. Auch die Pflanzen sind in den heißen Erdstrichen dunkler gefärbt, oder prangen mit herrlichen, glänzenden und bunten Farben.

Auch auf die geistigen Kräfte sind jene Momente sicher nicht ohne Einfluß. Die Gutmüthigkeit, Geduld, Kraftlosigkeit und Willenlosigkeit vieler Indier dürfte zum großen Theil ihrer Pflanzenkost zuzuschreiben seyn; daher wohl auch die Sanftmuth, Milde, Gastfreiheit und Gefälligkeit der Bewohner auf den Gesellschaftsinseln. Wie blose Pflanzenkost auf der einen Seite schwächt, so belebt, kräftigt und reizt auf der andern Seite animalische Kost. Der Genuß ganz rohen Fleisches verwildert zuletzt so, daß der Charakter raubthierartig wird. Daß übrigens die Wirkung vegetabilischer und animalischer Nahrung durch den Himmelsstrich, durch Sitten, Religion und Gesetze mannigfach modificirt werde, läßt sich aus vielen Erfahrungen nachweisen, und es ist gewiß, daß nicht jedes pflanzenessende Volk nothwendig schwach und feig, und jedes fleischessende Volk nothwendig stark und muthig sey. Der rauhe kriegerische Celte nahm unter dem Wollust athmenden Himmel Asiens morgenländische Weichlichkeit; der muthige, rastlose Gothe, Longobarde, Normann nach seiner Auswanderung die Natur des Galliers, des Italieners an; der bescheidene, arbeitsame Holländer versinkt in Batavia in den stolzen Pomp und die träge Wollust der Asiaten.

Auch die Künste, Wissenschaften und Sprachen des Menschen stehen unter dem Einflusse des Climas und der Umstände. Den Chaldäer führte sein immer heiterer Himmel und das Bedürfniß, in seiner einförmigen Sandwüste einen Wegweiser zu haben, zur Sternkunde; den Aegypter lehrte der Nil Dämme, Schleußen und Nilmesser bauen; den Amerikaner zwangen die

sehr breiten Waldströme hängende Brücken aus Flechtwerk errichten. Selbst die Sprache erfährt großen Einfluß vom Clima.

Lokaleinflüsse auf Menschen und Thiere.

Ohne den näheren Zusammenhang angeben zu können, scheint es doch gewiß zu seyn, daß örtliche Einflüsse gewisse Bildungen hervorrufen können, gleichwie eigenthümliche endemische Verhältnisse d. h. von gewissen Gegenden und örtlichen Umständen abhängige eigene Krankheitsformen hervorrufen können, wie Cretinismus, Kröpfe.

Die Patagonier und viele andere Völker im südlichen Amerika, obwohl in Sitten und Sprachen von einander abweichend, sind von großer Statur. Nach Prichard sind in Irland große Männer und wirkliche Riesen häufiger als in andern Gegenden. Die Hottentottinnen, Buschmänninnen und selbst manche Cafferische Weiber haben auf dem Gesäß eine ungemeine Fettanhäufung, und selbst die Colonisten am Cap haben eine schlaffe, und zum Fettwerden geneigte Leibesconstitution (nach Lichtenstein); auch haben die dortigen Schaafe große Fettschwänze. In Angora sind mehrere Thiere z. B. Ziegen, Katzen mit langen, seidenartigen Haaren versehen.

Verfärbungen der Haut und des Haares in Folge von Krankheit; die Pigmentbildung.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat man allgemeine und theilweise Veränderungen der Farbe der Haut und des Haares beobachtet. Weber führt einen Fall an, wo eine Frau vor Schrecken in einer Nacht schwarz, wie eine Negerin wurde. Deprimirende Einwirkungen auf das Nervensystem machen das Haupthaar nach kürzerer oder längerer Zeit grau. In der Blausucht wird die Haut dunkelblau, in der Gelbsucht gelb gefärbt. Theilweise Hautverfärbungen sind die Sommersprossen, Leberflecken u. s. w.; auch während der Schwangerschaft sind farbige Flecken nicht ungewöhnlich. Aus diesem Allem erhellt, daß Pigmentabsonderungen auch stattfinden können ohne climatischen Einfluß. Aber nicht blos Beispiele von Verfärbungen hat man, sondern auch von Entfärbungen. So verlor eine Mohrin in London allmählig ihre Schwärze; und der Arzt Caldanus sah in Venedig einen Neger, der als

Kind dahin gekommen war, nach und nach seine Schwärze so verlieren, daß er zuletzt nur noch gelblich schien. J. Brown beobachtete einen Neger, der nach einer chirurgischen Operation zuerst am Rücken der Hände, dann an den Vorderarmen, am Oberarm und an den Füßen, endlich am ganzen Körper weiß wurde. — Salpetersaures Silber innerlich gebraucht, macht die Haut zuletzt grau-schwarz. — Alle auf diese Weise im Körper sich bildenden und absetzenden Pigmente sind sehr reich an Kohlenstoff, und beim Neger kann man dieses Pigment wirklich abpräpariren, wobei es sich als eine schwarze Schichte unter der graulichen Oberhaut darstellt. Heusinger, welcher sich um die Untersuchung und Erforschung der Pigmentbildung große Verdienste erworben, fand die im Normalzustande abgesonderten Pigmente sehr kohlenreich, und analog die anomal gebildeten Pigmente. Die anomalen Pigmente sind modificirte Blutfarbe, denn es lassen sich deutliche Uebergänge in wahres Blut nachweisen; auch wurde beobachtet, daß bei sehr vermehrter Pigmentbildung weniger Fett abgesondert wird. Anomale Pigmente entstehen nur bei erhöhter Venosität entweder im ganzen Körper oder nur in einzelnen Theilen; diejenigen Organe aber, welche den Kohlenstoff wieder ausscheiden, sind die Lunge, Leber, Haut und Nieren; vermag eines dieser Organe seine Funktionen nicht gehörig zu versehen, so übernimmt sie das andere Organ, z. B. bei Leberkrankheiten die Haut und Lungen.

Aus dem veränderten Verhältnisse der organisch-chemischen Processe leitet Heusinger die größere Neigung zur Pigmentbildung oder die Färbung in heißen Climaten ab. Während in kälteren Gegenden Kohlenstoff und Wasserstoff mehr in comburirter Form durch Lungen und Nieren ausgeschieden wird, findet in heißen Ländern diese Ausscheidung mehr in combustibler Form, als Gallenstoff, als Pigment, durch die Leber statt; auch in der Haut wird diese Ausscheidung in kälteren Gegenden mehr in comburirter, in heißen Zonen mehr als Pigment in combustibler Form bewerkstelligt.

Die allmählige Metamorphose in Folge äusserer Einflüsse.

Noch jetzt hört man häufig anführen, daß Neger, lebten

sie auch noch so lange in Europa, nie zu Weißen, und daß letztere in Afrika nie zu Negern werden, und man hat diesen Satz als Beweis gegen die ursprüngliche Identität der Menschenraçen angeführt. Allerdings mag eine lange Reihe von Jahren dazu gehören, bis eine solche Veränderung erfolgt ist; jedenfalls sind die Beobachtungen, welche in dieser Beziehung angestellt wurden, noch viel zu jung, als daß hierüber Sicheres gesagt werden könnte. Allein die wirklich merklichen Verschiedenheiten im physischen Bau der Menschen, und vergleichungsweise anderer organischer Wesen, innerhalb gewisser Zeiträume, unter den Einwirkungen gewisser äußerer Verhältnisse geben annähernd doch schon nicht unwichtige Aufschlüsse. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Localverhältnisse eigenthümlicher Art bei Menschen und Thieren allmählig gewisse Aenderungen in der Bildung hervorrufen; am deutlichsten sieht man dieß an den Hausthieren, welche in andere Gegenden verpflanzt werden. Der gelehrte Rengger gibt hierüber sehr interessante Belege. Wie sehr das Clima, sagt er, auf die grössere oder geringere Ausbildung der Thiere einfließe, besonders, wenn Hunderte von Generationen sich unter demselben Himmelsstriche folgen, beweist unter anderem unsre Hauskatze, welche in den ersten Zeiten der Eroberung von Paraguay eingeführt wurde. Obwohl inzwischen noch keine 300 Jahre verflossen seyen, so finde man doch schon einen auffallenden Unterschied zwischen der europäischen und der paraguayischen Hauskatze. Letztere, die sich nie oder nur selten mit frischen Ankömmlingen vermischte, unterscheide sich von der europäischen durch kürzere, in etwas mehr glänzende, dünnstehende und knapp an einander liegende Haare, die am Schwanz noch kürzer seyen, als am übrigen Körper; ferner sey sie wenigstens um ein Viertheil kleiner als jene, habe einen schmächtigeren, zusammengedrückteren Rumpf und einen zarteren Gliederbau. — Nach demselben Rengger erscheint das Schaaf in Paraguay so entartet, daß jede Spur der spanischen Abstammung bei ihm verschwunden ist; sie sind klein, tragen eine kurze, äußerst rauhe Wolle, und geben nicht einmal ein schmackhaftes Fleisch ab, sofern dasselbe mager, ganz weiß und von fadem Geschmack ist.

Aehnliche Metamorphosen finden sich beim Menschen.

Blumenbach sagt, daß die im 15ten Jahrhunderte in Guinea eingewanderten Portugiesen eben so schwarz, wie Neger geworden seyen, und daß sie wirklich einen äthiopischen Habitus angenommen haben. Mehr als voranstehende Mittheilung ist die Nachricht verbürgt, daß die Colonisten in Neuholland eine von ihren Stammeltern verschiedene Bildung nach und nach angenommen haben. Ferner stammen nach Prichard die langen, schlanken und magern Bewohner von Virginien und Carolina in Nordamerika von den kurzen, plumpen Landleuten mit runden Gesichtern in den innern Grafschaften von England ab; und — welche Veränderung nunmehr! Auch die Creolen, in Westindien geborne Europäer, zeigen nach Lang und Bryau einige Verschiedenheit in der Statur und im Bau des Schädels von ihren europäischen Brüdern. Sie zeichnen sich aus durch ein eigenes, tiefliegendes Auge, durch eine kältere Haut und eine vermehrte Größe.

Höchst interessant sind die Beobachtungen des berühmten Smith an den von Afrika nach Westindien verpflanzten Negern, besonders bei den vor der Hitze geschützten, in den Häusern arbeitenden. Schon in der dritten Generation ist ihre Nase nur noch wenig zusammengedrückt, die Augen sind lebhaft und funkelnd, Mund und Lippen sind mäßig stark, ihr Haar wird in jeder Generation 3, 4 und selbst 6 und 8 Zoll länger, die ganze Gesichtsbildung ist angenehm und eine andere geworden. Weniger, aber doch auch bemerkt man Veränderungen bei den auf dem Felde arbeitenden Sklaven. Prichard zog sowohl in Nordamerika, als im indischen Archipel genaue Erkundigungen ein über diese Aussagen, welche ihm wirklich mehrfach bestätigt wurden.

Bestimmung der Art, und über die fruchtbare Vermischung.

Nicht alle Thiere, welche sich begatten, und eine fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen, gehören deßhalb zu einer und derselben Art. Aus Ziege und Schaaf entspringen fruchtbare Nachkommen, ebenso von Wolf und Hund; gleichwohl sind z. B. beide letztere höchst wahrscheinlich verschieden, denn sie zeigen eine Verschiedenheit im Bau des Blinddarms, auch haben sie eine verschiedene Tragzeit; ähnlich ist es beim bac-

trianischen Kameel und dem arabischen oder Dromedar u. s. w. Allein im natürlichen Zustande findet wohl immer zwischen zwei verschiedenen Arten ein natürliches Widerstreben, sich zu begatten, statt; auch ist in den meisten Fällen die Begattung zwischen zwei verschiedenen Arten unfruchtbar. Hieraus geht hervor, daß nur diejenigen Thiere, welche sich wechselseitig im freien Zustande begatten, und fruchtbare Nachkommen hinterlassen, als zu einer Art gehörig zu betrachten sind. Nach dieser Bestimmung müßen alle Menschen, wie verschieden sie auch seyen, nur eine einzige Naturart ausmachen, müßen daher auch Alle Einem gemeinschaftlichen Stammvater ihr Daseyn verdanken.

Gleichwohl kann es verschiedene Menschenraçen geben, unbeschadet der nahen Verwandtschaft und der gemeinschaftlichen Abstammung. Raçen sind nämlich solche Abartungen und solche erbliche Verschiedenheiten der zu Einem Stamm, Einer Art gehörigen Thiere, die sich auch bei Versetzung in andere Landstriche unter sich möglichst beständig erhalten, und bei der Vermischung mit andern Abartungen desselben Stamms halbschlächtige d. i. solche Junge zeugen, die von beiden Eltern etwas haben. So gehören der Neger und der Weiße zu Einer Art, denn von ihnen kommt der Mulatte, aber von verschiedenen Raçen sind sie, weil von Negern immer schwarze, von Weißen immer weiße Kinder kommen. Der Blonde und Brünette bilden aber blos Spielarten, nicht Raçen, weil in einer und derselben Familie blonde und brünette Kinder seyn können.

Die Erblichkeit der Körperformen.

Gewisse Eigenthümlichkeiten der Eltern erben sich auf die Kinder fort; Kinder sind mehr oder weniger das Abbild der Eltern, sey es in Gestalt, Farbe oder Gesichtszügen; dieses Forterben zeigt sich von der geringsten Abweichung bis zur ausgezeichnetsten Mißbildung. Ein dunkler Teint in einer Familie erbt sich gewöhnlich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und zwar aus demselben Grunde, nach welchem Neger mit Neger wieder Mohren zeugen. — Die Leucosis ist gewöhnlich erblich. — Wie häufig ist es, daß sich organische Auszeichnungen auf Kinder und Enkel vererben! Wenn aber schon unter Europäern Abweichungen wirklich vorkommen und sich ver-

erben, welche Veränderungen müßen nicht erst in einem ganz andern Clima, bei ganz andern Lebensweisen, unter durchaus veränderten Verhältnissen vor sich gehen! — Die Hühner, welche von den Europäern nach Virginien gebracht wurden, verloren die Schwanzfedern, und dieser Mangel erbte sich auf die Nachkommen derselben fort. (Clayton). — In Nordamerika wurde ein männliches Lamm, sehr lang, und mit kurzen Füßen, geworfen; diese Eigenschaften erbten sich fort, und man hieß sie Otterschaafe. — Eine Metzgerhündin, welche einen abgestutzten Schwanz hatte, warf dreimal Junge mit ähnlichen Schwänzen (Leuckart). — Nach Meckel sind manche Familien geneigt, Zwitterbildungen zu produciren. — Erbliche Mißbildungen der Finger kommen häufig vor in Familien.

Man hat gefunden, daß die Kinder im Allgemeinen mehr dem Vater gleichen; so ist der dem Neger und einer Weißin entsprossene Mulatte dunkler, als im umgekehrten Falle. Dieselbe Beobachtung hat man auch bei den Thieren gemacht, und man hat namentlich bei der Pferdezucht auf diesen Erfahrungssatz Rücksicht genommen. Schwarze Schaafböcke geben schwarze Lämmer. Männliche Stiere ohne Hörner erzeugen mit einer Kuh mit Hörnern Junge ohne Hörner. Anderes hängt mehr von der Mutter ab; einige Frauen gebären vorzugsweise männliche, andere weibliche Individuen, und wieder andere Zwillinge.

Man hat sich zwar viel gestritten darüber, ob durch die Einbildung der Schwangern eine Formabweichung erfolgen könne, und es scheint gewiß zu seyn, daß in dieser Beziehung viel Unwahres eingeflossen ist, indem bei schon vorgerückter Schwangerschaft eine Mißbildung wohl nicht mehr möglich ist, allein eine solche Möglichkeit möchte doch unmittelbar oder kurz nach der Empfängniß statt finden können. In vielen Fällen kann man durchaus keinen erheblichen Grund nachweisen, so wenig, als wenn eine rothe Schlüsselblume unter lauter gelben steht. Manche meinen, die Cultur sey im Stande, Varietäten im Thier- und Pflanzenreiche hervorzurufen; abgesehen davon, daß es wohl schwer seyn dürfte, diese Behauptung zu beweisen, wird andererseits mit Recht gefragt, ob die Cultur wirklich

neue Varietäten erzeuge, oder ob sie dieselben nur fortpflanze!

In Beziehung auf die Erblichkeit der Formfehler hat man die Behauptung aufgestellt, daß nur angeborne, aber nicht erworbene Bildungsabweichungen sich fortpflanzen, indem letztere im Individuum wieder erlöschen, und hat für diesen Satz angeführt, daß die Juden trotz der Beschneidung immer wieder mit Vorhäuten geboren werden, daß das sogenannte Englisiren der Pferde ohne allen Einfluß auf die Zucht sey u. a. m. Andere Beispiele aber beweisen, daß auch erworbene Formfehler doch nicht immer ohne allen Einfluß auf die Nachkommen bleiben. Blumenbach erzählt, daß alle Kinder eines gewissen Offiziers, dessen kleiner Finger an der rechten Hand in der Jugend zerhauen und krumm geheilt war, gleichfalls den kleinen Finger krumm stehend auf die Welt gebracht haben; auch behauptet derselbe Blumenbach, daß die Judenkinder oft mit einer sehr kurzen Vorhaut geboren werden. Endlich weist Forster nach, daß abgestutzte Ohren und Schwänze bei Hunden, Katzen und Pferden wenigstens theilweise sich forterbten.

Gesammtresultat aller bisherigen Untersuchungen.

Jedem unpartheiischen, wahrheitliebenden Forscher muß es nach allen vorangegangenen Untersuchungen klar werden, daß alle Menschen von Einem Paare abstammen. Zu dieser Annahme berechtigen ihn die zahlreichen und ganz unmerklichen, allmähligen Uebergänge der Raçen und Stämme; sodann der Erfahrungssatz, daß die Varietäten des Menschengeschlechts nicht stärker von einander abweichen, als die derjenigen Thiere, deren Stammraçe uns bekannt ist; ferner, daß sich alle Menschen wechselseitig fruchtbar vermischen können, und daß alle Völker die wesentlichen anatomischen und physiologischen Kennzeichen mit einander gemein haben, und sich in allen wichtigen Prozessen und Lebensverhältnissen ziemlich gleich sind, z. B. im Alter, im Bau der innern Theile und des Knochengerüstes, in der Periode der Schwangerschaft, Zahl der Nachkommenschaft und in geistigen Eigenschaften. Wenn auch, und namentlich in letzterer Beziehung, Abänderungen vorkommen, so sind dieselben doch nur höchst unbedeutend. Allein selbst hinsichtlich der Cultur und höheren Bildungsfähigkeit könnten von allen Völkern die genügendsten Beispiele beigebracht werden; wir erinnern nur zunächst daran, daß die meisten Kinder der verschiedensten Nationen in den auf europäische Weise eingerichteten Schulen Fähigkeiten des Geistes an den Tag legen, wie sie kaum oft in europäischen Schulen gefunden werden.

Auch die geistvollen Forschungen unserer Zeit im Gebiete

der Sprachen widerlegen die Hypothese von den Autochtonen. Allerdings ist eine große, scheinbar isolirt dastehende, Zahl von Sprachen kaum dem Namen nach recht bekannt, geschweige wissenschaftlich untersucht, wie dieß z. B. bei den Sprachen der Amerikaner und der Südseeinsulaner der Fall ist; ebendeshalb wäre es aber auch allzu voreilig, zugleich auf ganz getrennte, eigenthümliche Sprachstämme schließen zu wollen, und zu behaupten, daß sie ganz isolirt und ohne alle Verwandtschaft mit andern seyen. Bei sehr vielen der gründlich erforschten Sprachen findet ein verborgenes, tiefes Band statt. So vereinigt die indo-europäische Sprachfamilie die verschiedensten Nationen zu Einem Stamme; und wenn auch die semitische Sprachfamilie im Bau von der vorigen nicht wenig abweicht, so besteht doch eine Verwandtschaft von Wörtern, die durch eine große Uebereinstimmung von Mythen und Geschichte noch deutlicher wird.

Auch die Mythen der Völker hängen innig zusammen; namentlich scheinen die da und dort sich findenden Ueberreste religiöser Ideen nur Abirrungen von der ursprünglichen Offenbarung, mit menschlichen Zusätzen vermischt zu seyn. Die Sagen der meisten alten Völker von einer allgemeinen Fluth z. B. der Griechen, Indier, Chaldäer und selbst Mexicaner treffen chronologisch mit der Noachischen zusammen und erscheinen nur als Modificationen der mosaischen Erzählung, wornach sich das Menschengeschlecht vom Berge Ararat über die Erde verbreitete.

Andeutungen über die Verbreitung der Menschen auf Erden, und über die muthmaßliche Entstehung der Menschenraçen.

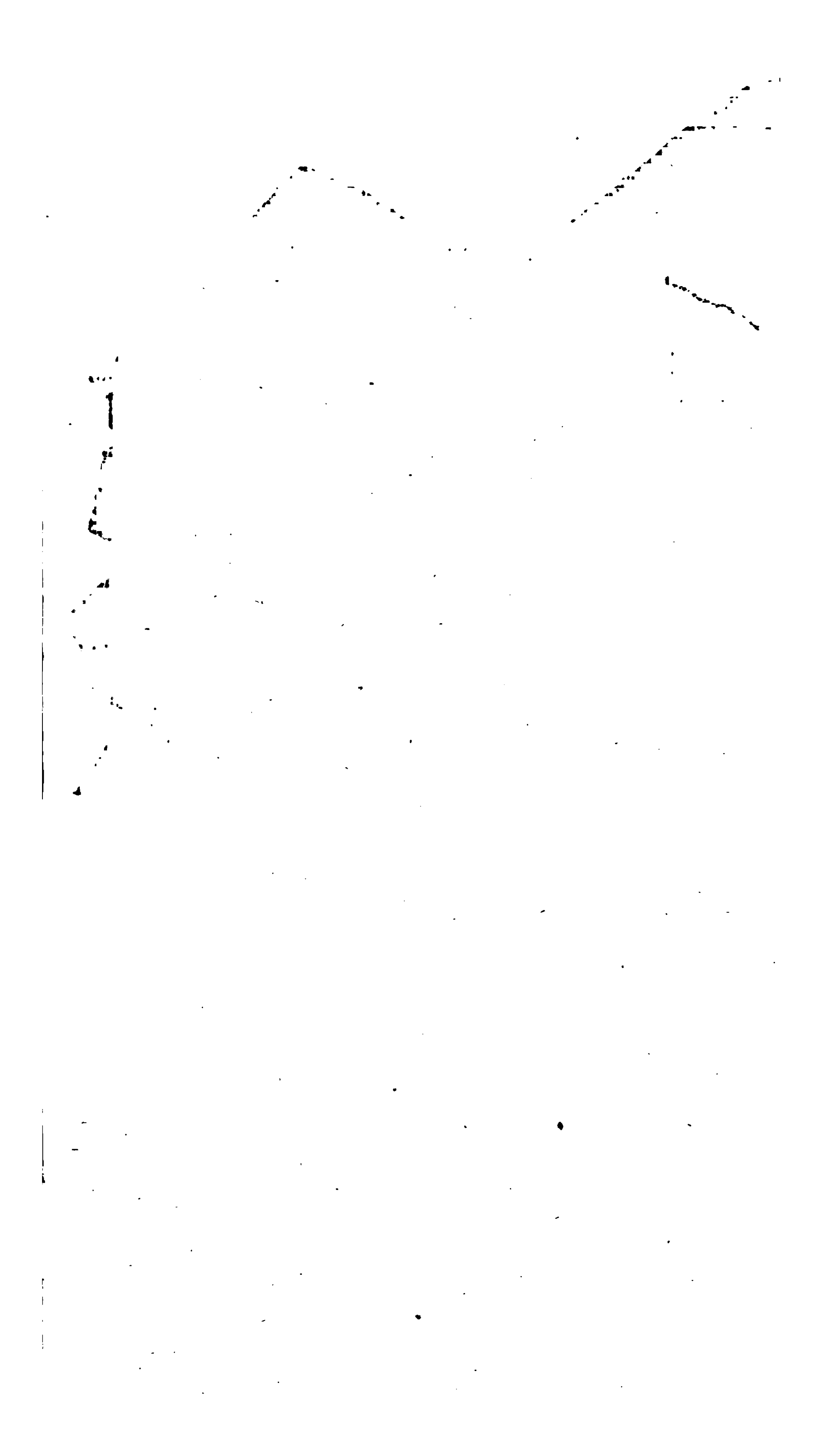
Der Berg Ararat ist gleichsam der Grenzpunkt der drei Continente der alten Welt; von diesem Berge aus, auf welchem die Arche Noah's nach der Sündfluth sitzen blieb, verbreiteten sich die Menschen und Thiere auf der verödeten Erde. Es ist merkwürdig, daß gerade um den Ararat die alten Culturländer sich bildeten, und daß die schönste der menschlichen Formen, die caucasische, ihren Sitz in seiner Nähe aufgeschlagen hat. Entfernt von ihm befinden sich die beiden andern Raçen; die mongolische im Nordost, die Negerraçe im Südwest. Die von Einem Punkte ausgegangenen Menschen arteten auf der Hochebene der Mongolei zu Mongolen, und im heißen Centralafrika zu Negern aus. Daß vom Ararat aus die Menschen sich bis nach Hochasien einer- und andererseits bis in das Innerste von Afrika vorschieben konnten, kann wohl begriffen werden; allein wie diese Menschen auch auf die Inseln des Weltmeers gekommen seyn sollen, da noch jetzt rohe Bewohner zerstreuter Eilande nicht selten mit der Schiff-

fahrt entweder gänzlich unbekannt seyen, oder deren rohe Boote, ohne alle Hülfsmittel, kaum zu einer Küstenschifffahrt sich eignen dürften, dieß war manchem Forscher ein Stein des Anstoßes. Allein auch dieser Anstoß wird beseitigt, wenn wir die Aussagen des trefflichen J. F. Forsters, welcher den Capitain Cook in das Inselmeer begleitete, vor uns nehmen. Nach ihm leisten den Bewohnern der Gesellschaftsinseln selbst unvollkommene astronomische Kenntnisse große Dienste auf ihren Seereisen, wenn sie sich in ziemlich gebrechlichen Kähnen unter die umliegenden Inseln wagen. Ein damals lebender einheimischer Seemann besuchte über 80 Inseln, wagte sich weit in den Ozean hinein ohne Magnetnadel und auf schlechten Kähnen. Trotz dieser und anderer Schwierigkeiten haben diese Inselbewohner ihre Entdeckungen in einem Umkreise von 400 Seemeilen rund um ihre Inselgruppe ausgebreitet.

Wenn die aufmerksame Forschung der Gegenwart und der Vergangenheit mit Sicherheit auf die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts, welches nur aus einander ging in Bau, Sprache und Mythe, hinweist, so läßt die andere Nachweisung, wie eigentlich die verschiedenen Raçen und Nationen sich bilden konnten, nur Andeutungen zu, um so mehr, als wir auch hier, wie anderwärts, wo es sich von Lösung der letzten Ursachen handelt, nicht in die Werkstätte des Schöpfers zu schauen vermögen. Es möchte nicht daran gezweifelt werden wollen, daß das Clima, Sitten, Lebensart, die erblichen Mißbildungen oder Bildungsabweichungen von größtem Einflusse hiebei gewesen seyen. Allerdings scheinen ganze Nationen oder auch isolirte Stämme eigenthümlich in ihrer Art dazustehen, ohne eine nahe Verwandtschaft mit einander zu manifestiren; allein es ist möglich, daß sich ein Stamm bilden konnte, indem er von seinem ursprünglichen Charakter abwich, und nunmehr von einem andern Zweig derselben Raçe unterschieden wurde; auf diese Weise entstanden allmählig große Horden oder Nationen; oder mochte es seyn, daß bei einem Stamme gewisse Eigenthümlichkeiten hervortraten; letztere bildeten sich erblich fort auf einen Stamm und zuletzt auf eine ganze Nation. Wenn wir solche Vermuthungen aufstellen, so nehmen wir die Erfahrungen der Gegenwart zu Hülfe. Allein wer bürgt uns dafür, ob nicht damals die Verhältnisse ganz anders waren, als jetzt! Daß aber in jener Zeit d. h. unmittelbar vor und nach der Fluth höchst merkwürdige Veränderungen vorgegangen sind, zeigt uns entschieden die Veränderung im Alter. Während Adam ein Alter von 930 Jahren, und Noah von 950 Jahren erreichte, nahm von da an die Zahl der Altersjahre ab, denn Abraham wurde nur noch 175 Jahre, Moses 120 Jahre alt, und zu Davids Zeiten erreichten die Menschen ein Alter von 70, höchstens 80 Jahren,

wie es noch jetzt ist. Welche Veränderungen in der Atmosphäre mochten auch entstanden seyn, als der Regenbogen an das Himmelsgewölbe trat! Gleichwohl aber sieht man nicht ein, wie der Europäer und der Neger von einem Stamme ausgegangen seyen. Wenn aber gewisse Naturforscher hieraus den Schluß ziehen wollen, daß eine ursprüngliche Stammverschiedenheit existirt haben müsse, so bezeichnet Steffens einen solchen Schluß für einen höchst unglücklichen, da in der Vergangenheit ganz andere Verhältnisse können obgewaltet haben. Daß aber in Clima, Vegetationsverhältnissen, in der Thierwelt mächtige Unterschiede zwischen der Jetztheit und der Vorzeit stattgefunden haben müssen, lehren alle Naturforschungen; und doch hat der Mensch vor und nach der Fluth gelebt!

Wenn man bemerkt, daß ein Vogel Keime zur Auswicklung einer neuen Schichte von Federn in sich trage, die er je nach dem Clima entwickelt oder zurückhält; wenn es gewiß ist, daß das Waizenkorn, das im kalten feuchten Lande mehr Schutz bedarf, auch die Fähigkeit habe, allmählig eine dickere Haut hervorzubringen, so erscheint in diesen verborgenen Vorkehrungen der Natur auf allerlei künftige Umstände die Hand eines weisen Schöpfers, der, wenn man Vermuthungen sich hingeben darf, dem auch für alle Gegenden erschaffenen Menschen wohl gewisse Keime und Anlagen verliehen haben kann, die durch Umstände, wie Luft, Sonne u. s. w. entwickelt und zurückgehalten werden können, damit er auf jeglichem Platz leben könne.



Erlangen,

Verlag von Carl Heyder.

